Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

DISKUS

FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

NACHRICHTENBLATT DER VEREINIGUNG VON FREUNDEN U. FÖRDERERN DER JOHANN WOLFGANG GOETHE-UNIVERSITÄT FRANKFURT AM MAIN E. V.

5. Jahrgang — Heft 8 Preis 10 Pfg. | Oktober 1955 | Verlagsort Frankfurt a. M.

Offener Brief

An die Redaktion des FORUM
Studentenzeitung der DDR

Sehr geehrte Herren!

Mit außerordentlicher Freude haben wir festgestellt, daß Sie in Ihrer 2. Septemberausgabe einem westdeutschen Kommilitonen Gelegenheit gaben, ungekürzt eine Meinung zu vertreten, die nicht der Ihren entspricht. Wir hoffen, darin den seit langem herbeigewünschten Anfang eines coram publico durchgeführten Meinungsaustausches zwischen der einzigen Studentenzeitung der DDR einerseits und den westdeutschen Studentenzeitungen andererseits sehen zu dürfen.

Allerdings ist es uns unverständlich, wie Sie Ihre Replik auf den Brief des erwähnten westdeutschen Kommilitonen mit folgenden Worten abschließen konnten:

„... würden Sie sicherlich eine peinliche Enttäuschung erleben, falls Sie versuchen würden, (in der Bundesrepublik) eine Zeitung oder Zeitschrift zu finden, die uns oder den Kommilitonen in Halle ihre Spalten in der gleichen Weise öffnet, wie wir es im Interesse des gesamtdeutschen Gedankenaustausches getan haben und prinzipiell auch weiterhin tun werden."

Unser Unverständnis für die Worte ist insofern voll und ganz berechtigt, als von seiten der westdeutschen Studentenpresse wiederholt das Angebot und die Aufforderung an das FORUM erging, sich mit einem Artikel- und Meinungsaustausch einverstanden zu erklären. So hat der ehemalige Pressereferent des Verbandes der Deutschen Studentenschaften, Günther Gruppe, anläßlich der Delegiertenkonferenz in Köln dem Vertreter des FORUM dieses Angebot gemacht, so hat der Chefredakteur der Deutschen Studentenzeitung, Dr. Dieter Wellershof, einen dahingehenden detaillierten Vorschlag gemacht, und so haben endlich wir Ihren Vertretern Ottersberg und Seiffarth einen kongruenten Plan bei ihrem Hiersein auf das Wärmste anempfohlen. Wir haben weiterhin die prominentesten Mitglieder einer Gruppe Hallenser FDJ-Studenten, die an der Frankfurter Universität zu Gast weilte, wiederholt und dringlich gebeten, Artikel über ihre Eindrücke im DISKUS zu veröffentlichen. Sie haben sich geweigert und wir mußten uns mit einem Interview zufrieden geben, dessen schablonenhafte Antworten wir denkenden Menschen, wie es unsere Leser sind, nicht anzubieten wagten, weil sie ebenso unpersönlich wie sattsam bekannt sind. Das sind die Fakten, die Ihre oben zitierte Meinung ad absurdum führen.

Wenngleich uns die Vergeßlichkeit an Ihnen, die doch sonst alle unsere Äußerungen mit größter Sorgfalt registrieren, etwas verwundert, sind wir — um fruchtlose Polemik zu vermeiden — ebenfalls bereit zu vergessen und das Gegebene dankbar als guten Anfang zu werten.

Gegeben ist, daß Sie einer oppositionellen Meinung Raum in Ihrem Blatt gegeben haben und versichern, es auch weiterhin zu tun, sofern es die Aufgaben und der Umfang Ihrer Zeitung erlauben. Das ist ein gutes Wort. Die gegenwärtige Aufgabe aller unserer Studentenzeitungen ist vornehmlich — wir glauben uns da mit Ihnen einig —, durch offenes und belegbares Wort die Verhältnisse in Ost und West klar darzulegen und damit einer geistigen und praktischen Annäherung der akademischen Jugend ganz Deutschlands den Weg zu bahnen. Wir haben ferner beiderseits die Aufgabe, uns in jedem Falle gegen Militarismus, Feinde der Demokratie und die Beschränkung der persönlichen Freiheit zu wehren und für Pressefreiheit einzutreten. Auch da hoffen wir, mit Ihnen einer Meinung zu sein.

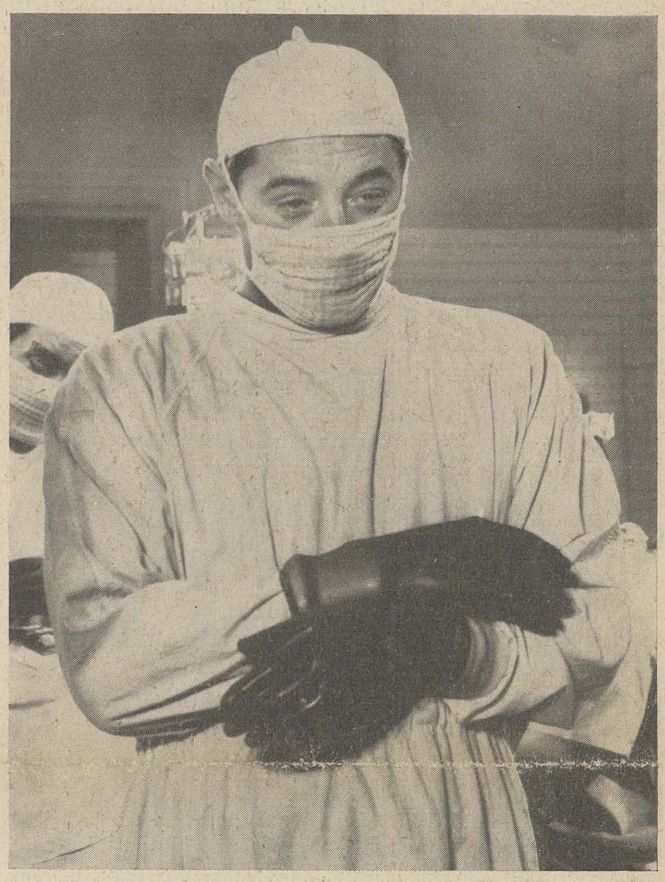
Nachdem sich unsere Aufgaben somit als identisch erwiesen haben, steht von hier aus einem Artikelaustausch nichts mehr im Wege. Es bleiben Ihre Bedenken wegen des verfügbaren Platzes in Ihrem Blatte. Wir sind der Meinung, daß der geplante Gedankenaustausch zwischen Studenten der DDR und der Bundesrepublik vor allem zu behandeln ist und werden zu seinen Gunsten lieber andere Artikel wegfallen lassen. Wir glauben, das als Ansicht der gesamten westdeutschen Studentenpresse sagen zu dürfen. Sollte sich bei Ihnen dennoch Platzmangel erweisen und zu einer weiteren Seite keine Mittel verfügbar sein, so sind wir sicher, daß die Aussprache den westdeutschen Studenten so sehr am Herzen liegt, daß wir Ihnen durch eine Sammlung unter den Kommilitonen Westdeutschlands genügend Mittel aufbringen könnten, um Ihnen die Finanzierung einer weiteren Seite für diesen Zweck zu ermöglichen.

Zu guter Letzt versichern wir Ihnen, daß in den von westdeutschen Studenten zu schreibenden und von Ihnen zu veröffentlichenden Artikeln keine Kriegs- und Völkerhetze, keine Rassendiskriminierung und sonstige Fakten enthalten sein werden, die dem Wortlaut der Verfassung der DDR widersprechen könnten und die in unserer Studentenzeitung, wie in allen anderen westdeutschen auch, ohnehin ausgeschlossen bleiben. Wir werden uns auf ebenso leidenschaftliche, wie sachliche Diskussion zu beschränken wissen.

Um Ihren Lesern eine Diskussion des vorliegenden Planes zu ermöglichen, bitten wir Sie höflichst, unseren Brief im FORUM zu veröffentlichen und so allen, die es angeht, weitmöglichst Einblick zu geben. Wir werden diesen Brief ebenso unseren Lesern zugänglich machen, wie Ihre Antwort und Zustimmung, die wir dringlichst erhoffen.

Hochachtungsvoll!
Die Redaktion des DISKUS

Wer ist der Glückliche?



500 Mark für einen Mediziner (Näheres Seite 4).

Konferenz in Sofia

Kaum hatten sich Ende Juli die Pforten der Universität Birmingham hinter den Teilnehmern der Jahres-Zusammenkunft der Internationalen Studentenkonferenz (I. S. C.) geschlossen, da öffneten sich die Tore der Dimitroff-Schule des Bulgarischen Jugendverbandes in einem Vorort Sofias der X. Ratstagung des Internationalen Studentenbundes (I.U.S.). Hatten die Vertreter von etwa 60 Studentenverbänden dem feuchten Klima der britischen Inseln getrotzt, so sahen sich in der Mehrzahl östliche Studentenvertreter der spätsommerlichen Sonne Bulgariens ausgesetzt. Seit 1948/49, den Tagen der Schließung der Prager Karls-Universität und dem Ausschluß des jugoslawischen Studentenverbandes aus dem Internationalen Studentenbund, existieren die beiden Internationalen Studenten-Organisationen nebeneinander, und ihr Wettlauf um die Sympathien der Studenten der Welt trat in diesem Jahr in eine neue Phase. Jiri Pelikan, langjähriger General-Sekretär und neugewählter Präsident des I. U. S. verkündete in seiner Eröffnungsansprache, dem Jahresbericht, daß „der Ausschluß des jugoslawischen Studentenverbandes im Jahre 1949 ein Fehler" gewesen sei, ließ sich aber nicht über die „neuen Dokumente" aus, aus denen diese Erkenntnis bezogen wurde.

Hinter dem glänzenden Äußeren der Resttagung, die erfreulicherweise etwas bescheidener aufgemacht war, als die des Vorjahres in Moskau, vollzogen sich fast die gleichen Auseinandersetzungen wie in den vergangenen Jahren. In steigendem Maße gewinnen die Studentenverbände Afrikas und Asiens an Bedeutung, teilweise gerade dadurch, daß sie sowohl I. U. S. wie I. S. C. angehören.

Man möchte oft wünschen, daß dem west-östlichen Tauziehen um diejenigen, die im Niemandsland schwimmen, weniger Zeit und Energie gewidmet würde und dafür in stärkerem Maße als bisher Möglichkeiten geschaffen würden, damit sich Studenten aus den Volksdemokratien mit Studenten aus der westlichen Welt treffen können. Die bereits durchgeführten Fachtreffen, die von I. U. S. in Ländern hinter dem Eisernen Vorhang organisiert wurden, seien in diesem Zusammenhang der Aufmerksamkeit politisch interessierter Studenten im Westen empfohlen.

In voller Stärke waren wieder die Beobachter Englands, Schottlands, Canadas, Finnlands, Frankreichs und Italiens vertreten, die sich, der allgemeinen Atmosphäre entsprechend, recht zurückhaltend verhielten.

Kein Wort fiel über Greifswald, an dem sich in Birmingham die Gemüter erhitzt hatten. In Voraussicht dieses Streitpunktes war sogar die FDJ-Delegation mit einem Greifswalder Mediziner ausgestattet worden, der sich auch in privaten Gesprächen und auf Drängen nur als unergiebige Auskunftsquelle erwies. Das Bekanntwerden der Absicht westdeutscher Gäste, im Plenum die Frage nach der Greifswalder Affaire zu stellen, löste die ganze Maschinerie deutsch-demokratischer Überzeugungskunst aus. Von vielstündigen Marathondiskussionen bis zum vertraulichen Angebot eines einwöchigen Besuches in Greifswald (mit Wagen zur ständigen Verfügung), ja bis zur Andeutung, Einflußnahme auf die Art der Anklageerhebung sei möglich, wurden alle Register gezogen, um die Erwähnung des Wortes „Greifswald" im Plenum zu verhindern. Als Überredung nichts fruchtete, griff man zum Trick. Die Diskussionszeit zum ersten Punkt der Tagesordnung lief ab, ohne daß einem Gast aus der Bundesrepublik zu seinem Diskussionsbeitrag das Wort erteilt wurde.

Vielleicht das erfreulichste Zeichen von Sofia war die Initiative der Studentenverbände Indiens und Italiens, die auf einen Vorschlag des I. U. S. folgte, mit dem I. S. C. eine „Konferenz der Zusammenarbeit" abzuhalten. Unterstützt von den Studenten Finnlands und der Schweiz wird es vielleicht den Indern und Italienern gelingen, für diese Konferenz einen Modus zu finden, der die ursprünglich innewohnenden Gefahren propagandistischen Mißbrauchs dieser Konferenz ausschaltet und den steinigen und beschwerlichen Weg zu einer neuen Weltstudenten-Organisation bahnt, in der weder die Ostblock- noch die NATO-SEATO-Staaten so tun können, als seien ihre Studenten allein auf der Welt.

Werner Wilkening

2 Stck.

Man sagt in Bonn

Das sonst so optimistische Bonn wird pessimistisch. Die Einigkeit des „starken Westens" erscheint gefährdet. Das Nato-Mitglied Griechenland hat bei der UNO-Abstimmung über Algerien gegen das Nato-Mitglied Frankreich gestimmt. Das Saarreferendum wird, gleichgültig wie es ausgeht, der europäischen Einigkeit schaden: Stimmt die Saar-Bevölkerung gegen das „Europäische Statut", dann werden die Anti-Europäer in Frankreich neue Argumente gewinnen, stimmt sie mit Ja, dann gilt das gleiche für die Bundesrepublik. — Und selbst Adenauer hat mit seiner Reise nach Moskau an der „Aufweichung" der westlichen Front mitgewirkt. Sicher, es blieb ihm nichts anderes übrig, aber das Faktum der Aufweichung ist nicht aus der Welt zu schaffen.

Innenpolitisch droht eine andere Gefahr. Die Preisbewegungen sind nicht die Gefahr selbst. Sie sind nur ein Symptom. Denn der wahre Grund der Lohn-Preisbewegung ist ja nicht etwa eine wirtschaftliche Notwendigkeit, sondern der disziplinlose Materialismus einzelner Gruppen, die ihr Gruppeninteresse über das Interesse des Ganzen stellen. Jeder will möglichst schnell, möglichst viel verdienen. Und weil dies nicht möglich ist, deshalb besteht die Gefahr, daß die Menschen unzufrieden, politisch ausgedrückt: radikal werden. Eine Demokratie kann nur bestehen, wenn die Bürger Selbstdisziplin üben. Deshalb also die Ermahnungen des Bundeswirtschaftsministers — deshalb auch das große Interesse des Bundeskanzlers, der sich sonst wenig mit wirtschaftlichen Fragen beschäftigt, für die „Konjunkturdebatte". Weil Disziplin aber auch Vertrauen voraussetzt, und das Vertrauen unserer Mitbürger in das „deutsche Wirtschaftswunder" offenbar nicht sehr groß ist, deshalb auch die Forderung Adenauers, die große Sozialreform zu beschleunigen. Denn Sozialreform bedeutet nicht nur die Versorgung der Alten und Kranken, auch nicht nur Krisenfestigkeit, sondern darüber hinaus — als Ergebnis dieser Faktoren — Vertrauen der Staatsbürger in diesen Staat und seine Gesellschaftsordnung.

Gegenüber diesen Problemen verblaßt auch ein solches Ereignis wie der Austritt des BHE aus der Koalition. Die Regierung hat ihre $^2/_3$ Mehrheit im Bundestag verloren! Na, schön, sagt man in Bonn. Man hat kaum noch ein Achselzucken für dieses Ereignis übrig. Und man tröstet sich mit der Hoffnung, daß im Ernstfall (d. h., wenn das Grundgesetz um die Wehrverfassung ergänzt werden muß) die SPD mit der Koalition gehen wird. Es ist zwar nicht ersichtlich, worauf sich diese Hoffnung gründet, da doch die SPD erklärt hat, daß sie bei den Wehrgesetzen wohl mitberaten, aber dagegen stimmen wird. Offensichtlich will aber niemand in Bonn sein Gemüt auch noch mit dieser Sorge belasten.

Unsicher ist auch die Haltung in der Wiedervereinigungspolitik. Wenn bisher wenigstens die Hoffnung auf die baldige Wiedervereinigung unerschütterlich war, so scheint auch hier der Pessimismus um sich zu greifen. Von der nächsten Genfer Konferenz jedenfalls verspricht man sich nichts. Das ist auch kein Wunder angesichts der starren Haltung der Sowjetunion, die erklärt, vorerst sei an eine Wiedervereinigung Deutschlands nicht zu denken — und außerdem sei das in erster Linie eine Angelegenheit Pankows. Schon beginnt man in der Presse die „Deutsche Demokratische Republik" von den Anführungszeichen zu befreien. Noch wagt es allerdings kein seriöser Politiker, Verhandlungen mit Pankow vorzuschlagen. Noch wird der Eden-Plan verfochten, der den Sowjets als Preis für die Wiedervereinigung ein gesamteuropäisches Sicherheitssystem anbietet. Aber auch dieser Plan läßt die für die Sowjets entscheidende Frage ungeklärt: Den Status des wiedervereinigten Deutschlands. Für Moskau ist dieser Plan nur dann akzeptabel, wenn Gesamt-Deutschland zur Neutralität verpflichtet wird u n d die „Einrichtungen der DDR" (also auch die Volkspolizei und der Staatssicherheitsdienst) erhalten bleiben. Gerade dieser Forderung aber können weder die Westmächte noch die Bundesrepublik zustimmen; denn damit wäre eine Bolschewisierung ganz Deutschlands innerhalb der nächsten zehn Jahre garantiert.

Wie aussichtslos die Situation ist, das fühlen am besten die Menschen in der Sowjetzone, die in beängstigender Zahl ihre Heimat verlassen, weil sie keine Hoffnung mehr auf die Wiedervereinigung haben.

Sorgen, nichts als Sorgen. Nicht nur die Helden, auch die Politiker sind müde geworden. Bruno

Neues Studentenwohnheim an der Bockenheimer Warte

Am 15. August rollten Bagger und Planierraupe hinter den restlichen Verkaufsbuden an der Bockenheimer Warte an, und zwei Tage später schrieb die Abendpost: „Alex verkauft Brötchen neben gähnender Baugrube! Studentenhaus nimmt Lebensgrundlage!"

Bäckermeister Alex (inzwischen mit neuer Lebensgrundlage?) war der letzte, der noch an der Verwirklichung des Wohnheimprojektes zweifelte. Er wird nun, nachdem er vorher zweimal Bauzaun und Pfähle, die ihm den Zugang zu seiner Bude versperrten, demoliert hatte, wohl endgültig der Gewalt weichen müssen.

Das schon über ein Jahr dauernde Behördenquiz „ob oder nicht" war in letzter Minute vor dem Verfall des Bundesjugendplangeldes zugunsten des Neubaus entschieden worden. Der große Rat der Universität gab sein Jawort, die Stadt stellte das Grundstück an der Bockenheimer Warte kostenlos zur Verfügung. Die Mittel aus dem Bundesjugendplan kamen an und die Stadt Frankfurt und das Land Hessen besorgten die Restfinanzierung durch einen Zuschuß aus ihren Wiederaufbaumitteln. Somit kann die Universität Frankfurt als erste deutsche Universität eine Empfehlung der Westdeutschen Rektorenkonferenz verwirklichen, den Bau eines Studentenwohnheimes in ihren langfristigen Wiederaufbauplan aufzunehmen.

Inzwischen ist die „gähnende Baugrube" wieder verschwunden. Die Fundamente für das vierstöckige Haus sind in den Boden versenkt. Vier Etagen sind geplant und finanziert, die vierte allerdings erst seit wenigen Wochen, denn Seine Magnifizenz und der AStA-Vorsitzende mußten die Wirtschaft um eine „Wohnplatzspende" bitten. Die Spendenaktion hatte einen unerwartet guten Erfolg.

Das neue Haus soll ein reines Wohnheim ohne öffentliche Veranstaltungsräume, ohne Büros und Mensen werden. Deckenheizung, große Einbauschränke, getrennte Arbeitsplätze in den Zimmern sollen das Wohnen angenehm machen und ausreichenden Platz zum Arbeiten lassen. Die Teeküchen sind geräumig und jeweils in ein Eß- und Kochteil unterteilt. Die gesammte Installation befindet sich in den West- und Ostflügeln des Hauses. Dadurch konnten die Baukosten erheblich verringert werden. Die Mieten werden höher sein, als im alten Wohnheim, denn für das neue Haus wird es keine Subventionen geben. Jeder der Bewohner wird im Wechsel mit seinen Kollegen, von Zeit zu Zeit unentgeltlich den Pförtnerdienst und in den Sommermonaten Gartenarbeit übernehmen müssen, denn hinter dem Wohnheim entsteht ein Park für die Studenten, dessen Pflege ihre Sache sein wird.

Über den Wandschmuck in der Eingangshalle des Hauses scheint man sich noch nicht im klaren zu sein. Er soll originell sein und der besonderen Eigenart des Hauses entsprechen. In die engere Wahl der vorgesehenen „Kunstgegenstände" soll, wie gerüchteweise verlautet, eine Kanonenkugel gehören, die bei den Fundamentierungsarbeiten gefunden wurde und mittelalterlichen Ursprungs sein soll. Ein zeitgemäßer Wandschmuck, in der Tat!

Selbstverwaltung in Gefahr

Es gab früher einmal ein Parlament, das die Interessen der Studentenschaft vertrat. Mittlerweile haben wir ein neues. Dessen Verhalten kann der Außenstehende weder überschauen noch verstehen.

Wie kommt es eigentlich, daß wir uns die Frage nach Sinn und Zweck des Studenten-Parlaments und der übrigen akademischen Selbstverwaltung stellen müssen? Beginnen wir mit Fakten: Die Selbstvorstellung der Parlamentskandidaten in den Fachschaftsversammlungen — ich heiße . . . , ich bin . . . , ich glaube zu können . . . , Ende — gibt uns vor der Wahl ein beeindruckendes Bild ihres Tatendurstes, und Mitredenwollens im „Parlamentarischen Raum". Aber dann fehlen während des Semesters durchschnittlich ein Viertel der Parlamentarier bei den Sitzungen.

In der Eröffnungssitzung des neuen Parlaments am 25. 7. 1955 wurde diese Übung von Akademikern fortgesetzt, die einen Monat zuvor ihren Kommilitonen treueste Pflichterfüllung gelobt hatten. Von 46 Mitgliedern waren 33 anwesend, 4 entschuldigt, über den Rest breitete der Präsident den Mantel des Schweigens.

Dieser Parlamentstorso nahm dann die Neuwahl der drei Asta-Vorsitzenden für das kommende Semester vor und entschied sich mit 25 bzw. 29 Ja-Stimmen für einen Minderjährigen als 1. Vorsitzenden, für eine Minderjährige als 2. Vorsitzende und einen anderen Minderjährigen als 3. Vorsitzenden. Der 1. und 3. Vorsitzende sind korporiert und bringen wohl schon deswegen einige Grundsätze für die Ausübung ihres Amtes mit. Dies ändert nichts an der Tatsache, daß sie an der Schwelle ihres Erwachsenendaseins noch von niemanden wenigstens juristisch für voll genommen werden können, mit dem sie Unterredungen und Verhandlungen führen müssen.

In der oben erwähnten Sitzung wurde einer Empfehlung mit großer Mehrheit zugestimmt, in der das Parlament um Aufhebung des Verbots des öffentlichen Farbentragens beim Senat der Universität nachsucht. Damit hat es den Willen der Mehrheit der Studentenschaft, die sich bei einer Abstimmung gegen das Farbentragen ausgesprochen hatte, ignoriert — kein Zeichen von Toleranz, Fairness und Gerechtigkeit. Befaßt man sich mit dem heutigen Parlament, muß man sich natürlich auch mit den Verbindungen befassen, denen die Mitglieder unseres Parlaments bis auf Ausnahmen angehören. Viele Studierende haben es begrüßt, als sich Verbindungsstudenten an der studentischen Selbstverwaltung beteiligten. Mittlerweile haben sie diese voll und ganz übernommen. Werden sie sich an die demokratische Auffassung von Selbstverwaltung halten? Niemand dreht das Rad der Entwicklung zurück. Unabhängige Studenten oder Angehörige schwächerer studentischer Gruppen gehören nicht mehr dem Parlament an, denn sie haben keine Wählerschaft hinter sich. Ihnen bleibt nur die Möglichkeit, in der Fachschaftsversammlung einigen Interessierten ihre Meinung zu akademischen Problemen vorzutragen. Eine wirkliche Wahlchance hat dann nur noch der Angehörige einer Verbindung, der das Vertrauen seiner Bundesbrüder genießt und der andere Verbindungen zu einem Wahlbündnis gewinnen kann. So erledigt man den unabhängigen „Nebenbuhler" auf kaltem Wege.

Wenn die Verbindungen die studentische Selbstverwaltung zu ihrem eigenen Instrument ausbauen, haben sie vielleicht ihren rund tausend Angehörigen einen Gefallen getan, zerstören damit jedoch die Möglichkeiten einer freien Selbstverwaltung, die besonders in drei Wirkungskreisen — der Herstellung einer echten Verbindung zwischen Dozenten und Studenten, durch gemeinsames Überarbeiten der Prüfungsordnungen und der Pläne zur Reform des Studiengangs, der Besserung der materiellen Belange der Studenten und Förderung des politischen Interesses der akademischen Bürger tätig werden muß. Solange dies nicht geschieht, kehrt der durchschnittliche Student der Selbstverwaltung den Rücken zu.

Ein Weg aus der Sackgasse wäre vielleicht die Änderung des Wahlmodus: Die Mitglieder des Parlaments werden in direkter Wahl ermittelt. Die drei Vorsitzenden des Asta werden ebenfalls direkt gewählt. Sie haben das Vorschlagsrecht für ihre Referenten, die vom Parlament bestätigt werden müssen. Die Neu-Wahlen für das kommende Semester sollen im 2. Monat des laufenden Semesters stattfinden. Die Einschränkung der Auswahl der Parlamentskandidaten pro Stimmzettel würde Wahlabsprachen mindestens einschränken. Durch die direkte Wahl der Asta-Vorsitzenden würde gewährleistet, daß die Wahl auf Persönlichkeiten fiele, die einem größeren Kreis bekannt sind. Die Referenten für das neue Semester könnten schon am Ende des laufenden Semesters bestimmt werden, ihre Arbeit aufnehmen und sich für die Aufgaben des kommenden Semesters während der Ferien vorbereiten.

Manchem mögen die hier vertretenen Ansichten übertrieben erscheinen. Hat aber nicht jeder von uns die Pflicht, sich um die Erhaltung der akademischen Freiheit zu bemühen, die durch ein permanentes Versagen der Selbstverwaltung bestimmt gefährdet wird! G. Fischer

Wir waren drüben

Die Reise einer Gruppe von Studierenden unserer Universität zur Martin Luther-Universität, Halle—Wittenberg, wird noch oft Gesprächsthema in Frankfurt sein.

Hier soll allerdings noch nicht davon berichtet werden, was wir alles auf dieser Reise erlebt haben und wie oft die neue Umgebung ansahen. Der Zweck dieses Beitrages ist, noch einmal kurz auf die Vorgeschichte der Fahrt einzugehen, damit klar wird, welche Fragen und welche Schwierigkeiten am Beginn dieses Besuches gestanden haben. Der DISKUS hatte schon über die Auseinandersetzungen im Parlament berichtet, die der Einladung von 20 Hallenser Studenten zu unserem Universitätsfest im letzten Semester vorausgingen. Die Parlamentsmitglieder hatten schließlich eine Formulierung gefunden, die eine private Einladung ermöglichte und formell den Beschlüssen des VDS nicht widersprach.

Die Hallenser kamen nach Frankfurt und verbrachten mit uns hier die Tage des Universitätsfestes. Der Asta aber mußte auf der nächsten Delegiertenkonferenz des VDS feststellen, daß man diese Einladung an die Kollegen aus Mitteldeutschland doch als einen Verstoß gegen die Seshaupter und Berliner Beschlüsse ansah, und entging nur mit knapper Not einer offiziellen Rüge.

Inzwischen hatte sich jedoch das Studentenparlament schon für die Annahme einer in Aussicht gestellten Einladung hiesiger Studenten nach Halle ausgesprochen, die den Asta während der Semesterferien erreichte. Da sich der Asta nicht mehr in der Lage sah, diese Einladung offiziell anzunehmen, reichte er sie weiter an eine Reihe interessierter Studenten, die sich kurz nach dem Universitätsfest in einer Arbeitsgruppe „Kontakt mit Mitteldeutschland" zusammengefunden hatte. Die Meinungen, ob man nun fahren sollte, gingen aber auch dort auseinander. War es Landesverrat, stützte man damit das Regime, wie würden die Studenten die Anwesenheit westdeutscher Kommilitonen auffassen? Schließlich wollte man doch die Einladung annehmen und im privaten Gespräch den Kontakt mit den Kollegen in Mitteldeutschland suchen.

Wir standen damit vor der schwierigen Aufgabe, in Halle beim Empfang durch die Herren Dekane und den Herrn Prorektor die private Seite der Reise zu betonen, obwohl wir als offizielle Delegation erwartet wurden.

Hier soll aber der Ablauf dieser Tage in Halle nur angedeutet werden; einzelne Kollegen unserer Gruppe werden ihre Eindrücke und Erfahrungen in den nächsten Heften des DISKUS selbst schildern. Nach der offiziellen Begrüßung durch die Dekane und dem Herrn Prorektor teilten sich die einzelnen Fachrichtungen und besuchten getrennt die Veranstaltungen ihrer Fakultäten, so daß sich die ganze Gruppe fast nur noch beim gemeinsamen Mittagstisch traf. Wir diskutierten mit einzelnen Kollegen und auch mit der FDJ-Gruppe. Der größte Teil der Besucher beteiligte sich auch an einer öffentlichen Diskussion im „Haus der Gesellschaft für deutschsowjetische Freundschaft" über die Bedeutung des Staatsvertrages der DDR mit der Sowjet-Union. Die Juristen besuchten darüber hinaus noch eine Gerichtsverhandlung in einer Jugendsache.

FRANKFURTER BÜCHERSTUBE
SCHUMANN U. COBET
Frankfurt am Main · Börsenstr. 2-4 · Fernsprecher 91494

Unsere Hallenser Kollegen wußten eine intensive Betreuung des einzelnen Besuchers mit den Grundsätzen seiner Freizügigkeit und seiner völligen Bewegungsfreiheit zu vereinbaren. Mit einem Gefühl der Dankbarkeit gegenüber den gastfreundlichen Bürgern der alten Saalestadt, verließen wir schließlich am Ende der Besuchswoche Halle, begleitet von mehreren Kollegen bis zum Interzonenzug nach Leipzig. Wenn ein Hallenser Kollege zum Abschluß diese Begegnung „einen ernsthaften Versuch menschlicher Verständigung" nannte, so möchten wir noch hinzufügen, es war ein hoffnungsvoller Versuch. Wir haben die Gewißheit mitgebracht, daß wir solche Gespräche brauchen, nicht nur um der Einheit unseres Vaterlandes, sondern auch um der Menschen willen. W. Fastabend

DISKUS
FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

Herausgeber: Alexander Böhm, Rudi Eberl, Günter Schwank, Magnus Weber, Werner Wilkening.
Chefredakteur: Oskar Strobel.
Redakteure: Udo Kollatz, Werner Schaffernicht, Hanns Schreiner.
Korrespondent in Bonn: Peter Scholz.
Korrespondent in Berlin: Joachim Fest.
Geschäftsführung: Oskar Feiber, Frankfurt am Main, Fontanestraße 26.
Anzeigenverwaltung: Heinrich Götz, Frankfurt am Main, Leerbachstr. 92, Tel. 7 72 09.
Konten der Zeitung: Rhein-Main Bank Nr. 121 210, Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30158. Manuskripte sind zu richten an „DISKUS, Frankfurter Studentenzeitung", Universität Frankfurt a. M., Mertonstr. 26, Tel. 7 00 91, App. 213. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seiner Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion.
Der DISKUS ist das Nachrichtenblatt der „Vereinigung der Freunde und Förderer der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt a. M. e. V."; auf die redaktionelle Gestaltung der Zeitung hat die Vereinigung keinen Einfluß.
Druck: Druckerei Dr. Günter Zühlsdorf, Frankfurt am Main, Eckenheimer Landstraße 60 b, Tel. 5 11 78.
Abonnements zum Preise von DM 1,50 für zwei Semester sind unter Einzahlung des Geldes bei der Geschäftsführung zu bestellen.

Amerika im Mittelalter

Als man bei uns in Europa Verbrecher folterte und — wenn das so erzielte Geständnis zur Verurteilung reichte — anschließend schön langsam zu Tode zwickte in der Hoffnung, sie würden weitere Komplizen verraten, da hatten die Räuber in den Wäldern ein probates Gegenmittel: In ihrer Freizeit marterten sie sich gegenseitig, härteten sich ab, und manchem gelang es daraufhin, die Folter zu betrügen. Es gab der Bande natürlich auch ein Gefühl der Sicherheit, die Widerstandsfähigkeit ihrer Mitglieder so ständig zu kontrollieren.

Das Verfahren ist noch aktuell. Es gehört zur Ausbildung amerikanischer Soldaten.

Je 500 Angehörige der Luftwaffe werden jeweils 17 Tage einer „Trainingsfolter" in einem Camp in der Wüste von Nevada unterzogen. Einzelheiten entnahmen wir der Tagespresse: Heimkehrer aus China und Nordkorea halfen als „Sachverständige", das Camp realistisch zu gestalten. Alles, was wir aus eigener bitterer Erfahrung, Goebbels Gruel-Schau vom „Sowjetparadies" oder den KZ-Filmen kennen, ist dort — entsprechend weiterentwickelt — wieder aufgebaut. 29 000 Soldaten hat man bisher körperlich und seelisch gequält, um sie auf Kriegsgefangenschaft und Gehirnwäsche vorzubereiten. Die Luftwaffe will das Lager vergrößern: Jedes zum Einsatz bestimmte Besatzungsmitglied soll schließlich alle drei Jahre einmal dort durchlaufen.

Aber auch die zum weiteren Ausbau des Camps und zur Vervollkommnung der Methoden bereitgestellten 4,1 Millionen Dollar werden unsere Bedenken gegen das verbesserte Verfahren nicht zerstreuen. Entscheidend bleibt die Frage nach der Menschenwürde. Darf sie hüben periodisch zum Training in den Dreck gezogen werden, nur weil im Ernstfall drüben ähnliche Methoden einmal angewandt werden könnten? Schließlich ist die Tortur nicht schon dadurch geheiligt, daß beim Trainingsfoltern erfahrene Ärzte und Psychologen im Hintergrund der Folterkammer begierig jede Regung der Gequälten testen. Es lohnt sich der Gedanke, warum im Mittelalter — als alle Bevölkerungskreise gleichermaßen auch bei der sinnlosesten Verdächtigung ihrer Person mit der Folter zu rechnen hatten — sich gleichwohl nur die Primitivsten und Brutalsten darauf in solcher Weise vorbereiten wollten.

Udo Kollatz

Die neuen Diplom-Prüfungsordnungen der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät sind in Kraft getreten. Der DISKUS bringt sie in der Beilage dieser Ausgabe zum Abdruck.

Nichteinmischung

Wenn diese Zeilen veröffentlicht werden, ist das Ergebnis der Saarabstimmung bekannt. Der Verfasser braucht also einen Tadel der Internationalen Saarkommission nicht mehr zu befürchten, selbst wenn er sich erlaubt, ihre Methoden und die Saarpolitik zweier bekannter europäischer Staatsmänner zu kritisieren. Die Herren Mendès-France und Dr. Adenauer waren, wie sich mancher kaum mehr erinnern will, vor geraumer Zeit in Paris übereingekommen, das Saarvolk frei über ein Abkommen abstimmen zu lassen, das unbefristet bis zu dem kaum mehr wahrscheinlichen deutschen Friedensvertrag gelten soll. Um die Freiheit der Abstimmung von innerer und äußerer Bedrohung zu bewahren, wurde ihrem Wunsche entsprechend die Internationale Saarkommission ins Leben gerufen und ein als liberal bekannter Belgier an ihre Spitze gestellt. Allgemein völkerrechtlichen Prinzipien und, im besonderen, den aus dem deutsch-französischen Abkommen entspringenden Festlegungen zufolge, ist Lebensdauer und Aufgabenbereich der Kommission klar umrissen. Nicht ganz so klar waren aber anscheinend jene Befugnisse umrissen, die der Kommission nicht zustanden, weshalb ihr Chef Senator Dehousse, sicher gegen seinen Willen, nicht immer eindeutig genug an seiner parteipolitisch neutralen Position festhalten konnte, vielmehr offensichtlich in den Strudel der aktiven Politik gerissen wurde und damit zu einer parteinehmenden politischen Figur wurde.

Dafür ein Beispiel. Die Saarkommission ist bei der Erteilung von Rügen nicht gerade kleinlich verfahren, sollte man meinen, wenn man sich daran erinnert, daß alle deutschen Parteien mit Ausnahme der CDU während des Wahlkampfes eine oder zwei bekommen haben. Andererseits jedoch spricht manches gegen diese Feststellung, denn warum haben wohl der Bundeskanzler und Monsieur Faure keine Rügen erhalten als sie unmißverständliche Versuche machten, den Wahlkampf zu beeinflussen. Dr. Adenauer tat dies in Bochum, und später tat er es noch ein paarmal beinahe. Seine Äußerungen waren jedesmal für Deutsche schwer verständlich. Der französische Ministerpräsident und sein Außenminister haben niemals aus ihrem Herzen eine Mördergrube gemacht. Wer sollte ihnen das als Franzosen auch verübeln? Warum hat aber die Saarkommission nicht protestiert? In einem Falle vielleicht, weil einer der Herren zu den Vätern des Abkommens gehört, dem sie ihre Existenz verdanken? Das kann nicht Grund genug sein, darf man getrost annehmen. Oder vielleicht deswegen, weil beide Vertragspartner dasselbe getan haben und sie sogar vorher abgesprochen haben? Weil beide der sogenannten Europäisierung das Wort redeten. Und deswegen ist die Frage nicht unberechtigt, ob der Internationalen Saarkommission nicht von vornherein die Aufgabe zugedacht war, mit dem Mittel einer dubiosen Interpretation ihrer Vollmachten mit dazu beizutragen, das europäische Statut zu retten.

Strobel

Der Saldo

Seitdem die Propaganda der DDR steigende „Rückwandererzahlen" für sich verbucht, bleibt der Bundesrepublik nichts anderes übrig, als immer wieder den Saldo zu ermitteln und festzustellen, daß schließlich doch mehr von drüben hierher kommen als umgekehrt. Diese allgemein sicher richtige Erkenntnis kann aber nicht über die Einbuße hinwegtäuschen, die wir kürzlich erlitten: Während die Besucher aus Halle sämtlich wieder zur angestammten Alma mater zurückfanden, blieben bei dem Frankfurter Gegenbesuch in Halle fünf unserer Kommilitonen auf der Strecke. Sie folgten der Einladung, als Gäste die Errungenschaften der DDR zu besichtigen. Man wird ihnen daraus keinen Vorwurf machen. Jeder soll sich informieren und eine Meinung bilden, so oft und so gut er kann. Wir hätten auch unseren Gästen aus Halle damals gern noch mehr geboten, ohne daraus politisch Kapital zu schlagen.

Werden dagegen aber unsere Kommilitonen dort nur Gäste bleiben? Wird man sie nicht vor den schlecht informierten Bürgern der DDR als Repräsentanten einer Volksbewegung in Szene setzen, die es bei uns gar nicht gibt? Als Vertreter jener in Westdeutschland nicht einmal in der KPD vorhandenen fortschrittlichen Massen, die lieber heute als morgen die DDR samt Geheim- und Volkspolizei, Zensur, Terror und KZ ans Herz drücken möchten?

Unsere Kommilitonen haben sich vielleicht zu sehr darauf verlassen, daß ihre privaten Entscheidungen in einer Zone, die Privates nicht kennt, auch so verstanden werden.

W. Otto

Kein Ministerium

Ein Mittelstandsvertreter erklärte neulich im Rundfunk, mit einem besonderen Mittelstandsministerium sei seinem Stande nicht gedient; man brauche vielmehr ein Institut, wie z. B. das Industrie-Institut des DGB oder das Wirtschaftswissenschaftliche Institut des Unternehmerverbandes, um das Parlament mit dort erarbeiteten ebenfalls wissenschaftlichen Argumenten zu mittelstandsfreundlichen Gesetzen zu ermuntern. Die in dieser These steckende kaufmännisch sicherlich einwandfreie Kalkulation und „Erfolgsrechnung" mag Bonns Ministeranwärter bestürzen und bei Wissenschaftlern nicht gerne gehört werden. Aber ist eine Rechnung schon darum falsch, weil die in Rechnung gestellten Größen mit ihr nicht einverstanden sein wollen?

Minister ohne praktische Funktion, ohne Bureaukratie und Einfluß auf Politik und Verwaltung sind der Sonntagsreden bald müde. Der Titel allein nützt schließlich nur wenig. Die Lobby aber schafft es so auch nicht. Sie muß „wissenschaftlich" fundiert sein. Also: Man kaufe Wissenschaftler. Das ist wirksam und billig, zumal die Kunst nach dem Brot geht.

Es ist heilsam für die Betroffenen, so unverblümt zu erfahren, wie „die Wirtschaft" sie einschätzt. Vor allem für die jungen Idealisten, die sich der Wissenschaft zu verschreiben gedenken.

K. Walter

Studierende

erhalten die
FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG
als Abholabonnenten zum monatlichen
Sonderbezugspreis von DM 2,50

Frankfurter Allgemeine
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Entgegennahme der Bestellung und Alleinauslieferung für Studenten durch:

PETER NAACHER
Buchhandlung und Antiquariat für Universitätswissenschaften
FRANKFURT AM MAIN, An der Bockenheimer Warte

FRANKFURTER STUDENTENSCHAFT, Frau Bock
FRANKFURT AM MAIN, Ludwig Rehnstr. 14, MENSA-GEBÄUDE

PRIESTER-SEMINAR ST. GEORGEN
FRANKFURT AM MAIN-OBERRAD

Autorenwettbewerb im Studentenhaus

Das Studentenhaus der Johann Wolfgang Goethe-Universität hat einen Autorenwettbewerb ausgeschrieben.

Einsendeberechtigt sind alle im WS 1955/56 immatrikulierten Studenten der Johann Wolfgang Goethe-Universität.

Einsendeschluß 15. 2. 1956, 0 Uhr, (Datum des Poststempels).

Die Arbeiten sind zu richten an das Studentenhaus, Jügelstraße 1, unter dem Stichwort „Autorenwettbewerb".

Folgende Preise werden ausgesetzt:

DM 250,— für Prosa,
DM 150,— für Lyrik,
DM 500,— für eine dramatische Arbeit.

Der Jury gehören an:

Dr. Moritz Hauptmann, Lektor, Inselverlag;
Dr. Walter Höllerer, wissenschaftlicher Assistent des germanistischen Seminars der Johann Wolfgang Goethe-Universität;
Frau Lieselotte Perne, Redakteurin des Hessischen Hochschulfunks;
stud. rer. nat. W. Schaffernicht, Redakteur des DISKUS;
stud. phil. K. Schlette, Studiobühne, Ffm.;
Dr. W. Skopnik, Chefdramaturg der Städtischen Bühnen, Frankfurt.

Die Entscheidung der Jury ist unanfechtbar; sie behält sich vor, die Preise zu teilen.

BEDINGUNGEN DES WETTBEWERBS

Freie Themenwahl.

Nur unveröffentlichte Arbeiten.

Jeder Einsender hat das Recht, sich gleichzeitig um alle drei Preise zu bewerben.

Es werden angenommen:

für Lyrik bis zu drei Gedichte;

für Dramatik eine abgeschlossene Arbeit für Theater, Funk oder Fernsehen;

für Prosa bis 15 doppelseitig geschriebene Schreibmaschinenseiten bzw. eine kurze Inhaltsangabe und höchstens 10 Seiten Stilprobe einer größeren zum Einsendeschluß des Wettbewerbs abgeschlossenen Arbeit.

Die Entscheidung wird durch die Jury bis zum 1. 5. 56 getroffen.

Die prämiierten Arbeiten werden im DISKUS ganz oder auszugsweise veröffentlicht. Außerdem ist vorgesehen, sie in einem der Offenen Abende des Studentenhauses vorzutragen.

Alle eingereichten Manuskripte sind nur der Jury zugänglich.

Marburger Studenten vor 150 Jahren

Mitgeteilt von Dr. Wilhelm Schoof

In seiner handschriftlichen Lebensbeschreibung „Aus einem bescheidenen Leben" berichtet der Jugendfreund der Brüder Grimm Paul Wigand, der Ostern 1803 mit Wilhelm Grimm zusammen die Universität Marburg bezog, um sich dem juristischen Studium zu widmen, in einer anschaulichen Schilderung über seine Eindrücke von dem damaligen Marburger Studentenleben, die allerdings vom heutigen Standpunkt aus nur noch historische Bedeutung haben. Er schreibt:

„Im ganzen konnte das damalige burschikose Leben, dem sich die Mehrzahl hingab, mich und meine näheren Freunde nicht anziehen, indem es unseren Neigungen und Bestrebungen widersprach und uns angewiesen fühlten. So hielten wir uns denn von allen zeitverderbenden Gesellschaften fern, lebten aber sonst mit allen Kameraden in gutem Verhältnis und hüteten uns auch, wenn es galt, uns pedantisch abzuschließen und mit den Sitten und Gewohnheiten der Studentenwelt, dem sogenannten Comment, in Widerspruch zu setzen. Daher wurden täglich Fechtübungen abgehalten und gezeigt, wie wir dem damals fest unvermeidlichen Duell keineswegs auszuweichen gewillt waren. Die Duelle gehörten zum Studentenleben und wurden aus Übermut und jugendlicher Rauflust oft frevelhafterweise gesucht und herbeigeführt. Gefährlich waren sie selten, denn der Schläger wurde mit Geschick geführt und jede gefahrdrohende Stelle am Körper durch Binden wohl bewahrt.

Im übrigen boten damals die Zustände auf den Universitäten und im Studentenleben manch betrübendes Bild. Viele Jünglinge kamen dahin ohne die nötigen Vorkenntnisse, ohne alle wissenschaftliche Bildung, oft Pfarrersöhne vom Lande, die der Vater selbst notdürftig zugestutzt hatte. Sie kamen dann sofort in Landsmannschaften und streng verpönte Ordensverbindungen, wo die Zeit mit Nebendingen vergeudet und ein burschikoses Leben geführt wurde. An geregeltes Studieren war nicht zu denken. Nicht einmal die Kollegien wurden ordnungsmäßig besucht. Repetitionen fanden nicht weniger statt. Es war Sitte, das Studieren auf die letzte Zeit zu verschieben, wo es viel zu spät war, um irgendein erhebliches Resultat hervorzubringen. Am faulsten und liederlichsten waren gewöhnlich diejenigen, welche aus den kleinen Duodezländchen des zerrissenen Römischen Reiches herkamen, wo man von guten Schulen, von Aufsicht über den Unterricht, von Prüfungen der erworbenen Kenntnisse nichts wußte, und wo die Stellen den Mitgliedern begünstigter Familien auch ohne Rücksicht auf Qualifikation gewiß und gleichsam vererblich waren.

Solch wüstes Leben, Nichtstun und Vergeuden der Zeit mit unbedeutenden und nichtsnützigen Dingen war unsere Sache nicht. Wir trugen ganz andere Sehnsüchte, Ahnungen und lebensfrische Empfindungen im Herzen. Wir hegten stets Wißbegierde und Trieb, etwas Tüchtiges zu leisten. Wie bedauerte ich doch die jungen Kameraden, die ich einst, wenn ich schon einige Stunden gearbeitet hatte und ins Kolleg ging, frühmorgens im Wirtshaus lärmen und singen hörte, sowie diejenigen, die ich ein andermal mit bleichen Gesichtern am Kartentisch traf, wo sie vom Abend vorher noch saßen. Sämtliche Mietpferde sah man gewöhnlich schon am Morgen vor den Wohnungen der wohlhabenderen Burschen halten, die den Vorlesungen aus dem Wege ritten. Einen Nachbarn, dem ich ins Fenster blicken konnte, sah ich morgens ein Stündchen sich im Bett mit einem wahrscheinlich geborgten Heft beschäftigen. Dann stand er auf kleidete sich an und wanderte oder ritt hinaus, um erst am Abend wieder nach Hause zu kommen.

Die geselligen Abende einiger Freunde hatte ich auch als abschreckend langweilig kennengelernt, indem sie nicht die geringste geistige Unterhaltung boten. Da wurde beständig gedampft und übermäßig Bier getrunken. Es war von nicht anderem die Rede als von Studentenstreichen und allerlei unbedeutenden Abenteuern. Ja, ins Kindliche ging oft die Unterhaltung. Das Verderblichste für so viele junge Studenten, die zum Teil noch in der physischen Ausbildung begriffen oder von schwächlicher Organisation waren, bestand nach vielen traurigen Erfahrungen, die ich machte, in den Saufgelagen und namentlich in den großen Kommersen, wo es fast Ehrensache war, einmal mit voll zu sein. Ich weiß nicht, wieweit jetzt die akademische Jugend in Bildung, Sitte und geregeltem Lebenswandel vorgeschritten ist, aber damals war ein solcher Kommers wirklich etwas Abschreckendes, und ein einziges Saufgelage dieser Art untergrub die Gesundheit mancher Jünglinge. Denn an anderen verderblichen Ausschweifungen hatte es auch nicht gefehlt."

Ein Studentenkommers vor 150 Jahren

Über einen Studentenkommers vor 150 Jahren gibt uns dieser Studienfreund der Brüder Grimm folgende Schilderung in seinen Lebenserinnerungen:

„Einst war große Fackelmusik und allgemeiner Kommers angesetzt, und ich mochte mich nicht ausschließen. Der Fackelzug freute mich. Und wie die Fackeln auf dem Markt zusammengeworfen, hoch aufloderten, die schönen Studentenlieder gesungen wurden und man zuletzt der akademischen Freiheit ein stürmisches Hoch ausbrachte, da fühlte ich mich auch recht enthusiastisch bewegt und als Student gehoben.

Aber nun folgt die Schattenseite: der Kommers. Wir zogen nach dem großen Rathaussaal, dessen schlechte Dekoration mich in Erstaunen setzte. Bloße Bretter waren zu Tafeln und Bänken zusammengeschlagen. Die Kronleuchter bestanden aus Querhölzern, die an Seilen hingen, und das Ganze sah recht wachstubenmäßig aus. Der Grund dieser schlechten Ausstaffierung wurde mir am Ende des Kommerses klar. — Man reihte sich um die Tafeln. Die Senioren präsentierten. Schläger und Hieber lagen zur Hand. Der Landesvater und alle gangbaren Studentenlieder wurden gesungen, es wurde gescherzt, gelärmt und dabei dergestalt getrunken, daß bei den meisten sehr bald Besinnung und Bewußtsein vergingen. Viele wankten nach Hause oder wurden fortgeschleppt. Die übrigen rasten wie das wilde Heer und fingen an, Tische und Bänke, Gläser und Bouteillen zu zerschlagen und die hölzernen Ampeln mit den Schlägern herunterzuhauen. Ich hatte mit einigen Landsleuten den guten Gedanken gehabt, uns einige Krüge mit Glühwein oder Eierpunsch hinbringen zu lassen, und wir saßen seitwärts am Ende des Saales, wo wir die Tragikomödie überschauen konnten. Das Getränk schützte uns vor dem Übernehmen, weil es nicht so leicht berauschte, teils auch früh sättigte.

Ich blieb ruhig sitzen und beobachtete die wechselnden Szenen, ohne selbst berauscht zu sein. Zuletzt wurde es still und ruhig, aber auch finster im Saal. Das letzte Licht erlosch, und wir riefen den Aufwärtern zu, uns ein paar Lichter zu bringen. Es geschah. Wir mußten sie aber in der Hand halten, weil nicht einmal Bouteillen übrig waren, um sie darauf zu stecken. Alles war in Stücke zerschlagen. Wir durchschritten den Saal, und es überlief mich ein Schauer. Die meisten Studenten lagen auf der Erde, auf und unter den Trümmern, zum Teil in der übelsten Situation, würgend und mit dem Kopf tiefer als mit dem Körper. Viele hatten sich auf die Steinbänke der Fensternischen retiriert und waren auch da in Knäueln und Gruppen zusammengesunken, die meisten in der unbequemsten Lage.

Mitleid und Trieb zu tätiger Fürsorge erwachten in mir. Ich forderte meine Kameraden sowie die Aufwärter und anwesenden Stiefelputzer auf, mir zu folgen, daß wir alle Gefallenen wenigstens in eine unschädliche Lage brachten, wozu wir aus den zusammengeschlagenen Tafeln und Bänken Pritschen machten und die Köpfe hoch legten. Wir sahen da hochrote wie leichenblasse Gesichter. Wie wir das Werk vollendet hatten, wandelte uns ein jugendlicher Übermut an. Wir schleppten eine Menge Bretter und Trümmer berghoch aufeinander, kletterten hinan und hatten die Lichter in der Hand, die geistermäßige Schatten nach allen Seiten warfen. Wir ließen uns auch eine Flasche Wein bringen und die Gläser auf unseren Thron reichen. Nachdem wir einige heitere Toaste ausgebracht und allen Gebliebenen eine glückliche Auferstehung gewünscht hatten, verließen wir ruhig den Schauplatz der wüsten Zerstörung.

Das Wort ‚Akademische Freiheit' war damals ein Wort von weitestem Umfang, unter dessen Schutz mancher grenzenlose Exzeß wohl hinging, wenn er auch zum öffentlichen Ärger und Skandal wurde. Prorektor und Senat waren sehr nachsichtig und drückten gern ein Auge zu. Ebenso sah Polizei- und Regierungsgewalt leicht durch die Finger. Teils war man es so gewohnt, daß das Studentenleben allzu tolle Streiche und ganz besondere Exzesse mit sich führte, teils waren noch andere Rücksichten im Spiel. Man war nachsichtig, weil man es auf anderen Universitäten noch mehr war, weil man durch strenge Rüge der Frequenz der vaterländischen Universität nicht schaden wollte. Nur gegen geheimnisvolle Ordensverbindungen verfuhr man in Hessen mit unerbittlicher Strenge, weil man immer Revolutionsgefahren und Jakobinismus witterte. Und doch hatten jene Verbindungen mit der Politik durchaus nichts zu schaffen. Es waren engere Verbindungen, die sich in einem Nimbus von geheimnisvollen Zeichen und Ordensregeln gefielen und niemals über das Studentenleben hinausreichten."

Soweit der Bericht Paul Wigands. Heute hat sich das Studentenleben geändert, weil die Anschauungen ernster und besser geworden sind. Tempora mutantur ...

Studium an der Columbia-Universität

Im Herzen New Yorks, inmitten des Steingewirrs von Manhatten, steht eine der ältesten Hochschulen Amerikas: Die Columbia-Universität. Hier sind mehr als zehntausend Studierende eingeschrieben. Die zweihundertjährige Columbia ist imposant. Wer sie umschreiten wollte, brauchte viel Zeit, um auch nur in etwa ihre Ausmaße zu begreifen. Dafür aber umschließen ihre Mauern alles, was zu den Wissenschaften gehört. Institute aller Art sind auf diesem großen Fleck versammelt, ja, häufig teilen sich die Disziplinen in eines der mächtigen Gebäude, die klingende Namen tragen wie Kent, Hamilton oder Fayerweather.

Der europäische Austauschstudent, von den engen Vorstellungen seines Kontinents bewegt, irrt in diesem Staate zunächst mit der Verzweiflung umher, die ein für unverdient gehaltenes Geschick auszulösen pflegt. Er mag intelligent sein und bisher ohne Mühen alles erreicht haben; hier kann er nicht finden, was er sucht. Hat er aber den Raum entdeckt, in dem er einen Professor vermuten durfte, zeigt ihm nicht selten ein elendes Schild in kühlem Tonfall an, daß seine Vorlesung verlegt worden ist. Und so beginnt die Expedition von neuem.

Doch bevor es zu diesen glücklicherweise begrenzten „Freuden" kommt, will der „registration-day" überstanden sein. Er ist in jedem Falle eine Tortour, die bestenfalls ein gesunder Organismus ohne Nervenkrämpfe überlebt. Bereits am frühen Morgen dieses Tages stehen in langen Reihen Studenten und Studentinnen von den Türen, hinter denen sich eine vielfältige Prozedur abwickelt. Da wollen buntscheckige Fragebogen ein-, zwei-, ja, dreimal ausgefüllt sein, anschließend muß die Erlaubnis der betreffenden Institute eingeholt werden, daß man die ausgewählten „lectures" auch hören darf. Dann aber haben ein Professor des Faches und ein Studentenvertreter gegenzuzeichnen, und endlich nähert man sich dem „cashier", der gemäß des Rufes der Stätte, eine der teuersten Universitäten des Landes zu sein, die bedrükkende Abrechnung präsentiert. Vor jeder dieser Hürden ballen sich die wartenden Mengen. Stets ist es das gleiche Problem, das sie ängstlich stocken läßt: die fehlenden „points", von denen jeder Studierende eine fest umrissene Anzahl aufweisen muß, um zu Zwischenprüfung und Abschlußexamen zugelassen zu werden.

Diese Punkte sind es denn auch, die dem endlich anhebenden Unterricht ein starres Gepräge verleihen, selbst in Deutschland gibt es jenes Minimum an Wochenstunden, das über die Anrechnung des Semesters entscheidet. Hier aber scheint die persönliche Verantwortlichkeit völlig ausgelöscht, die für den deutschen Studenten zum Prüfstein wird. Wie die Sorge von Anfang an der bestimmten Zahl vorgeschriebener Stunden gilt, so verraten Klima und Richtung in den „classes" jenen unpersönlichen Plan, an den sich jeder gewissenhaft hält, ohne ihn im geringsten zu überbieten. Daß hier zu allen Vorlesungen die Glocke schrillt und Name um Name aufgerufen wird, ist unter diesem Aspekt eine selbstverständliche Erscheinung. Bedenklicher ist bereits, daß der Plan selbst den Haufen bestimmter Bücher umfaßt, an den der amerikanische Student in jedem Falle gekettet bleibt. Er könnte zwar versuchen, diesem Zwange zu entgehen, um einmal an einer Stelle in die Tiefe zu dringen. Doch dann liefe er Gefahr, andere Pflicht-Arbeiten zu vernachlässigen und in einer der ungewöhnlich zahlreichen Prüfungen zu scheitern, die hier selbst innerhalb des Semesters angesetzt sind. Die Saugkraft dieses circulus vitiosus hat etwas Lähmendes an sich. Sie erhebt die sterile Geschäftigkeit zum Gesetz und schafft eine Uniformität, die vor allem geisteswissenschaftlichen Disziplinen schlecht bekommt. Denn mag im naturwissenschaftlichen Bereiche die Notwendigkeit unbestritten sein, zunächst Stoff um Stoff zu erarbeiten, bleibt die Arbeit des Historikers oder Philologen auf die Dauer ohne erschließendes Quellenstudium fragwürdig und sinnlos. Man vermißt hier die gesammelte Ruhe, in der allein die eigenständige Leistung wächst. Man vermißt noch mehr die methodische Ausbildung, durch die sich die Universität bei uns von der Fachschule abhebt.

Sucht man nach den Gründen eines solchen Systems, trifft man auf die Überlegung, daß der ambitionslosen Masse am besten ein praktisch verwertbares Wissen helfe. Theoretischer Ballast könne bestenfalls für die Aufgaben unfähig machen, die das tägliche Leben stellt. Wer dagegen selbst zu forschen wünscht, mag weiter studieren und sich nicht nur stofflich, sondern nunmehr auch methodisch auf das Doktorexamen vorbereiten, eine Prüfung, deren enormen Anforderungen nur die Besten genügen, die es wert sind, die geistige Elite zu bilden.

Doch zurück zum äußeren Panorama. Die starke sportliche Seite des amerikanischen Studentenlebens ist so bekannt, daß hier auf eine neue Bestätigung alter Erfahrungen verzichtet werden kann. Die Tatsache, daß an der Columbia der Typ des zergrübelten, körperlich nachlässigen Gelehrten fehlt, läßt bereits auf diesen Ausgleich geistiger Tätigkeit schließen. Schwimmhallen und Tennisplätze sind stets besetzt, ja, selbst während des Winters konnte man Unentwegte in zügigem Langstreckenlauf die Arena des Campus umkreisen sehen.

Entscheidender bleiben die ungeahnten Arbeitsmöglichkeiten, die sich hier dem Wissenschaftler eröffnen. Insbesondere der Deutsche, der Materialfülle längst entwöhnt, findet angesichts der Columbia-Libraries nur Ausdrücke des Entzückens. Trat er daheim zögernd an die Kataloge, um nur selten freudig überrascht zu werden, gibt es hier kaum einen Wunsch, der nicht seine Erfüllung fände. Reichen aber diese Schatzkammern nicht aus, steht neben anderen Stätten die Library of Congress in Washington zur Verfügung. Sie enthält mit Sicherheit alles, was früher unter ähnlichen Umständen bei uns nur in der Preußischen Staatsbibliothek zu finden war.

So fließt auch hier das Studentenleben rasch dahin. Gemeinsam begann man das Studium, gemeinsam wird man auch entlassen. An dem Tage, an dem die Studenten ihre in Leder geschlagenen Urkunden empfangen, ziehen sie wie die Professoren in feierlicher Robe in die Aula ein. Es ist ein seltsames Bild, dieses Bekenntnis des modernen Amerika zu einer Art Tradition zu sehen, die es an anderer Stelle mehr als einmal bekämpfte. Doch diese Gedanken gehen in der feierlichen Zeremonie unter: mit dem Orgelklang, dem Gebet, der würdigen Ansprache und der Verleihung der Zeugnisse. Sie ist hüben wie drüben noch immer das sichtbarste Zeichen dafür, daß ein Lebensabschnitt endet und ein neuer anhebt. Den Austauschstudenten aber erinnert sie an seinen Aufbruch. Es gilt, Abschied von einem Jahre zu nehmen, das im Negativen wie Positiven gewiß zu dem reichsten seines Lebens zählen wird.

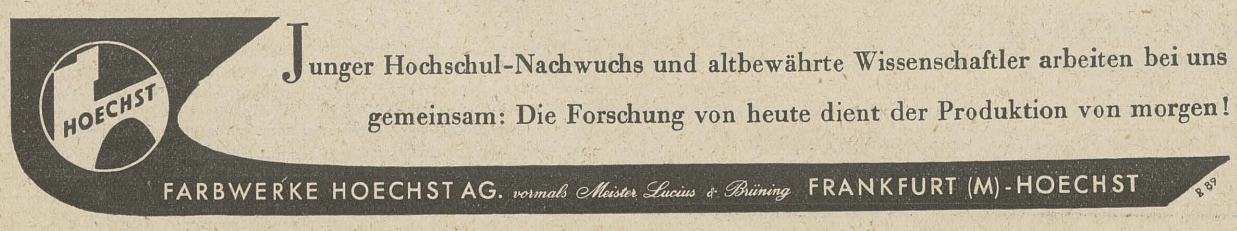
Bodo Scheurig

United-Artists-Corporation teilt uns mit, daß sie anläßlich der Uraufführung des Arztfilmes „... UND NICHT ALS EIN FREMDER" in Frankfurt am Main eine einmalige Studienbeihilfe von 500 DM an einen Medizinstudenten vergibt.

Die Bewerber müssen folgende Voraussetzungen erfüllen:

1. **Der Bewerber muß Medizinstudent zwischen dem 4. und 6. Semester sein.**
2. **Er muß seinen ständigen Wohnsitz in Frankfurt haben.**
3. **Er muß Werkstudent sein.**
4. **Er muß neben besonderer Begabung auch die ethischen Voraussetzungen für seinen künftigen Beruf mitbringen, d. h. Arzt aus Berufung sein, wie der Held des Filmes „... UND NICHT ALS EIN FREMDER", der junge Arzt Lucas Marsh.**

Bewerbungen nimmt das Dekanat der Medizinischen Fakultät entgegen. Die Vergabe des Preises erfolgt im Rahmen einer Sondervorführung des Filmes, wahrscheinlich Anfang November.



VEREINIGUNG VON FREUNDEN UND FÖRDERERN DER JOHANN WOLFGANG GOETHE-UNIVERSITÄT E. V.

Neue Mitglieder:

Dr. Rudolf Wentzell, Ffm., Schwanenstr. 1
Dr. Alfred Knoerzer, Stuttgart-N., Schottstr. 99
Dr. Alfred Rosenberger, Ffm.-Griesheim, An der Fähre 4
Dr. Josef Knecht, Freiburg i. Br., Hermann-Herder-Str. 4
Dr. Otto Fischer, Stuttgart-W., Breitscheidstr. 4
Dr. Helmut Völker, Ffm., Mainzer Landstr. 195—217
Brigitte Bermann-Fischer, Ffm., Zeil 65—69
Dr. Gottfried Bermann-Fischer, Ffm., Zeil 65—69
Landeshauptmann i. R. Otto Witte, Wiesbaden, Nassauer Str. 25
Lene Verleger, Ffm., Grüneburgweg 118
Friedrich Stampfer, Kronberg, Jaminstr. 3
Stadtrat Adolf Miersch, Ffm., Rathaus
Leo Hayden, Ffm., Steinweg 2
Dr. E. W. Lotz, Braunschweig, Stadtverwaltung
Firma E. Merck Aktien-Ges., Darmstadt
Alfred Metzner Verlag, Ffm., Hebelstr. 17
Firma Chemische Werke Albert, Wiesbaden-Biebrich, Albertstr. 10—14
Hessische Landesbank — Girozentrale, Ffm., Junghofstr. 26
Firma Schuhfabrik Hassia AG., Offenbach, Christian-Pleß-Str. 13
Firma Frankfurter Maschinenbau AG., Ffm., Solmstr. 2—26
Firma Hafenmühle AG., Ffm., Franziusstr. 18—20
Firma MSO, Offenbach a. M., Senefelderstr. 162
Firma Kulzer & Co. GmbH., Friedrichsdorf/Taunus
Firma Continental Gummi-Werke AG., Ffm., Mainzer Landstr. 195—217

Die christliche Gesellschaft für Kultur e. V. Frankfurt a. M. lädt ein zu einem Vortrag auf Donnerstag, den 10. November 1955, 20 Uhr, Volksbildungsheim, Kleiner Saal, Eschenheimer Anlage 40 I. Es werden zwei Referate über „Wirtschaft", und zwar von Herrn Dr. Karl August Schleussner und Herrn Rudolf Rosenberg, Deutscher Gewerkschaftsbund, unter Mitwirkung von Professor Hirschmann gehalten.

Es wird ein Unkostenbeitrag von DM 1,— erhoben, für Studenten Eintritt frei.

Orient-Institut Frankfurt am Main
Einladung zu einem Vortrag von Herrn
Dr. H. H. Holz
über
„Die heilige Höhle — ein orientalischer Bautypus"
(mit Lichtbildern)
am Samstag, 5. November 1955, nachm. 6 Uhr, pünktlich im großen Hörsaal des Senckenberg-Museums. — Dauer eine Stunde.
Eintritt frei für Mitglieder der „Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e. V.". Interessenten, die die Vorträge des Orient-Institutes laufend zu besuchen wünschen, bitten wir, ihre Anschrift beim Büro des Institutes, Savignystr. 65, Tel. 7 41 64, aufzugeben. Sie erhalten alsdann zu allen Vorträgen Einladungen.

Hochschulnachrichten

Medizinische Fakultät:

Herr Dr. Fr. Kreter erhielt einen Lehrauftrag für „konservierende Zahnheilkunde".

Philosophische Fakultät:

Herr Priv.-Doz. Dr. G. Hafner, Mainz, ist auch im Wintersemester 1955/56 mit der Vertretung des Lehrstuhls für klassische Archäologie beauftragt worden.

Naturwissenschaftliche Fakultät:

Herr Prof. Dr. Boris Rajewsky wurde zum Vorsitzenden des „Wissenschaftlichen Rates der Max-Planck-Gesellschaft" gewählt.

Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät:

Mit Erlaß des Herrn Hessischen Ministers für Erziehung und Volksbildung vom 29. September 1955 sind die durch die Fakultät eingereichten Prüfungsordnungen für Diplomvolkswirte, Diplomkaufleute und Diplomhandelslehrer genehmigt worden. Damit ist das achtsemestrige Studium für diese Studienrichtungen eingeführt. Die neuen Prüfungsordnungen treten ab 1. April 1955 in Kraft. Wer vor diesem Zeitpunkt mit dem Studium der Wirtschaft- und Sozialwissenschaften begonnen hat, kann auf Antrag hin bis zum 31. März 1958 nach der alten Prüfungsordnung zur Prüfung zugelassen werden.

Herrn Prof. Dr. Fritz Neumark ist vom Kultusministerium Baden-Württemberg eine Berufung auf den ordentlichen Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften in Heidelberg übermittelt worden.

Herr Prof. Dr.-Ing. Helmut Koch hat einen Ruf als Ordinarius für Betriebswirtschaftslehre an die Technische Hochschule Darmstadt abgelehnt.

Zu der bereits in der letzten Nummer des DISKUS angekündigten Gastvorlesung der Rubber-Stichting, Delft, am Chemischen Institut unserer Universität wird der bekannte holländische Chemiker, Herr Generaldirektor Dr. Roelof Houwink, am 23. November nach Frankfurt am Main kommen.

Dr. Houwink wird zwei Referate über die Chemie des Kautschuk (mit Filmen) halten.

Am 5. September 1955 verstarb im 74. Lebensjahr der Honorarprofessor für Geschichtsphilosophie
Herr Dr. phil. KURT RIEZLER
Gesandter a. D.
Ehemaliger stellvertretender Vorsitzender des Universitätskuratoriums
Universität und Studentenschaft werden ihm ein ehrendes Andenken bewahren.

Katholische Studentengemeinde

Freitag, den 11. 11.:
Offener Abend: Ferienberichte.

Sonntag, den 13. 11.:
Semestereröffnungsgottesdienst, 8.30 Uhr, Aula.

Montag, den 14. 11., 19.00 Uhr, im Festsaal des Studentenhauses:
Neuimmatrikuliertenabend.

Dienstag, den 15. 11., 7.15 Uhr: in der Kapelle des Studentenhauses:
Gemeinschaftsmesse.
19.15 Uhr Evang.-Kath. Arbeitsgemeinschaft.

Donnerstag, den 17. 11., 19.15 Uhr, in der Kapelle des Studentenhauses:
Missa.

Freitag, den 18. 11., 7.00 Uhr, in der Kapelle der Studentenhauses:
Gemeinschaftsmesse.
20.00 Uhr Offener Abend im Großen Clubraum des Studentenhauses:
Priestergestalten in der modernen Literatur.

Sonntag, den 20. 11., 8.30 Uhr, in der Kapelle des Studentenhauses:
Sonntagsgottesdienst.

Montag, den 21. 11., 19.15 Uhr und 20.15 Uhr:
Studentische Glaubensschule P. Prof. Dr. v. Nell-Breuning: Grundfragen christlichen Verhaltens.
20.15 Uhr: Dogmatik II P. Prof. Dr. Semmelroth.

Dienstag, den 22. 11., 7.15 Uhr:
Gemeinschaftsmesse.
20.00 Uhr: Medizinerkreis im kleinen Clubraum.
20.00 Uhr: phil. Arbeitsgemeinschaft im Internat. Treffpunkt: Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft.

Donnerstag, den 24. 11., 19.15 Uhr:
Missa.

Freitag, den 25. 11., 7.00 Uhr:
Gemeinschaftsmesse.
20.00 Uhr, im Gr. Klubraum Offener Abend:
„Christliche Gewerkschaft in Deutschland?"

Samstag/Sonntag, den 26./27. 11.:
für Naturwissenschaftler und Mediziner:
Materie und Leben. P. Prof. J. Haas, Berlin.

Evangelische Studentengemeinde

Mittwoch, den 9. 11., 19.15 Uhr, Kapelle des Studentenhauses:
Abendmahlsgottesdienst zum Semesterbeginn.

Sonntag, den 13. 11., 10.30 Uhr, Aula der Universität:
Semestereröffnungsgottesdienst.

Montag, den 14. 11., 19.00 Uhr c. t., Gr. Sitzungszimmer des Studentenhauses, 2. Stock:
Neuimmatrikuliertentreffen der evangelischen Studenten und Studentinnen Frankfurt am Main.

Mittwoch, den 16. 11., 10.00 Uhr, Kapelle des Studentenhauses:
Gottesdienst zum Buß- und Bettag.

Donnerstag, den 17. 11., 19.00 Uhr c. t., Gr. Clubraum des Studentenhauses:
Diskussionsabend. Thema: „Kann man außerhalb einer Gemeinde ein Christ sein?"

Sonntag, den 20. 11., 10.00 Uhr, Kapelle des Studentenhauses:
Gottesdienst.

Sonnabend/Sonntag, den 26./27. 11.:
Adventstagung mit Prof. Dr. Otto Michel, Tübingen in der evangelischen Akademie Arnoldshain (Ts.). Thema: „Die Fleischwerdung Gottes — ihre Bedeutung und ihre Konsequenzen".
Anmeldung ab sofort im Sekretariat der Evangelischen Studentengemeinde, Studentenhaus, Z. 32.

Selbstverwaltung

Gerüchte um eine bevorstehende Umwandlung des „Studentenhauses e.V." in eine GmbH. haben bei der Studentenschaft der Johann Wolfgang Goethe-Universität Unruhe hervorgerufen. Die Studentenvertreter fürchten, daß sie durch diese Maßnahme mehr und mehr von der Mitbestimmung und Mitverwaltung ausgeschlossen werden.

Mit der Höhe des Sportbeitrages an unserer Universität wird sich im kommenden Wintersemester das Frankfurter Studentenparlament beschäftigen. Der Sportbeitrag wird zusammen mit den Studiengebühren eingezogen und beträgt in Frankfurt DM 5,— pro Student im Semester (das ist das Doppelte des Betrages an anderen Universitäten). Dieser hohe Betrag erscheint den zahlreichen „Nicht-Spitzensportlern" nicht zumutbar, da nur mangelhafte Gegenleistung geboten werde.

Das British Council bietet auch für das akademische Jahr 1956/57 eine beschränkte Anzahl von Stipendien für britische Universitäten oder andere Lehr- und Forschungsanstalten an. Bewerber hierfür müssen Hochschullehrer, Forscher oder Studenten, die bis zum 1. Oktober 1955 ihr Abschluß-Examen abgelegt haben, sein und die englische Sprache in Wort und Schrift beherrschen. Die Dauer dieser Stipendien wird mit 10 Monaten angegeben, jedoch sind auch kürzere oder längere Zeitabschnitte möglich. Die Bewerbungen müssen bis spätestens 1. Dezember 1955 bei der British Embassy, Office of the Cultural Attaché (Universities Section), Köln, per Einschreiben eingereicht werden. Weitere Auskünfte über dieses Programm erteilt die akademische Auslandsstelle der Universität.

Einen Generalbebauungsplan für die Universitätskliniken in Köln gab der Minister für Wiederaufbau des Landes Nordrhein-Westfalen an Dr.-Ing. Hubert Ritter, München, in Auftrag. Die neuen Kölner Kliniken werden auf dem Gelände der im letzten Krieg stark beschädigten städtischen Krankenanstalt „Lindenburg" errichtet. 2500 Betten sind vorgesehen. Das Baugelände liegt außerordentlich günstig zwischen Stadtkern und periphären Stadtteilen und in näherer Umgebung der Universität.

Das Bezirksgericht Rostock verurteilte mehrere Studenten der Universität Greifswald zu hohen Zuchthaus- oder Gefängnisstrafen. Den Studenten wurde vorgeworfen, gegen die Umwandlung ihrer Universität in eine militärärztliche Akademie protestiert und dabei im Auftrag ausländischer Geheimdienste gehandelt zu haben.

Ausland

Dänemark. Einen Vorschlag für die Gewährung langfristiger Studiendarlehen an finanziell schlecht gestellte Studenten wurde von dem ehemaligen Vorsitzenden des Stipendienausschusses Aarhus, Agersnap der Öffentlichkeit übergeben. Er schlägt vor, einen mit einem Bankinstitut zusammenarbeitenden studentischen Kreditverein zu gründen, der von staatlichen Stellen unabhängig sein soll. Folgende Sicherheitsmaßnahmen sind Bedingung: so sollten die betreffenden Studenten eine Lebensversicherung abgeschlossen haben und eine Garantie dafür bieten, daß sie ihr Studium erfolgreich zu Ende führen. Diese Gewähr sei im allgemeinen gegeben, wenn der Student die erste Hälfte seines Studiums mit Erfolg hinter sich gebracht habe. Als Laufzeit dieser Darlehen werden 20—30 Jahre vorgeschlagen. Studentenbladet/Studentenspiegel

Australien. Für die Olympischen Spiele 1956 können interessierte Studenten schon jetzt durch den australischen studentischen Nationalverband NUAUS Karten erhalten. Wohngelegenheiten bestehen in Hotels, Pensionen und bei Privatleuten. Studentenspiegel

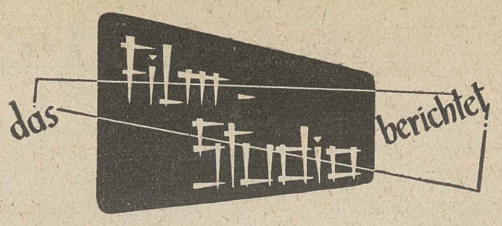
Guatemala. An den Universitäten von Guatemala macht sich neuerdings verstärkt politische Agitation bemerkbar. Die Studenten der medizinischen und philosophischen Fakultät wandten sich in Vollversammlungen gegen die politische Einflußnahme extrem links- und rechts gerichteter Kreise. Septiembre/Studentenspiegel

Österreich. An der Grazer Universität wird in diesem Semester als Experiment das „studium generale" eingeführt. Dessen Sinn soll sein, im Zeitalter der weitgehenden Spezialisierung dem Akademiker einen Überblick über die großen Zusammenhänge zu geben, um der Verflachung des Geisteslebens entgegenzuwirken. Studentenspiegel

Haiti. Eine von der Studentenzeitung der Universität Port-au-Prince geplante Untersuchung über das Verhältnis zwischen Professoren und Studenten hat sich als völliger Fehlschlag erwiesen. Von 110 ausgegebenen Fragebogen kamen nur 8 ausgefüllt zurück. Einige Antworten: „Uns interessiert nur eines: Wie bekommen wir unsere Diplome" und „offen zu sagen, was wir denken, hieße unser Examen in Gefahr bringen." Studentenspiegel

Universitätsbuchhandlung
BLAZEK & BERGMANN
Inhaber Dr. H. Bergmann
Frankfurt a. M., Goethestr. 1 · Tel. 9 36 33 u. 9 52 64
Sämtliche Fachbücher aus den Gebieten
Jura, Wirtschaftswissenschaften,
Medizin, Technik,
Naturwissenschaften

Der Zentral - Verlag für Dissertationen Triltsch - Düsseldorf - B, Jahnstraße 36, druckt Dissertationen preisgünstig. Angebote unverbindlich!



Mittwoch, den 2. November
Donnerstag, den 3. November 14.00, 16.15, 18.30, 21.00 Uhr

Deutschland im Jahre Null
(Roberto Rosselini)
Mittwoch, den 9. November
Donnerstag, den 10. November 14.00, 16.15, 18.30, 21.00 Uhr

Vier Schritte in die Wolken
(Alessandro Blasetti)
Mittwoch, den 16. November
Donnerstag, den 17. November 14.00, 16.15, 18.30, 21.00 Uhr

Das Medium
(Gian-Carlo Menotti)

Aus der Arbeit des Film-Studios

Das Programm unter dem Thema „Kinder vor der Kamera" geht seinem Ende entgegen. Es galt mittels des Filmes herauszustellen, welche Probleme in der Entwicklung des Kindes durch die Ereignisse der Kriegs- und Nachkriegszeit und allgemein während der Zeit des Hineinwachsens in die Welt der Erwachsenen gestellt werden. Psychologie im Film — einer der aktuellsten Versuche in den letzten Jahren. Leicht reißerisch gestaltet wurde dieses Thema in dem amerikanischen Filmbeispiel „The Window" (T. Tetzlaff). Die Situationen, in die ein Kind durch überreizte Phantasie geraten kann, dienten hier allzu sehr dem dramaturgischen Effekt. Von großem Einfühlungsvermögen zeugten die beiden französischen Produktionen „Keine Ferien für den lieben Gott" (R. Vernay) und „Verbotene Spiele" (R. Clément). Letzterer ist ein Kriegsfilm ohne grauenhafte Szenen und doch einer der eindrucksvollsten dieser Art. Von Vielen nicht zum erstenmal gesehen und nicht zum erstenmal diskutiert wurde der Cocteau'sche Außenseiter „Les Enfants terribles".

Die Eigenproduktion des Film-Studio beschränkt sich im Augenblick nicht nur auf die Semesterschau. Es sind daneben zwei Kurzfilme in Arbeit. Der eine soll den Bau des neuen Studentenwohnheims an der Bockenheimer Warte in einem dokumentarischen Streifen von ungefähr 20 Minuten Spieldauer festhalten, der andere wird das Leben unter und auf den Frankfurter Mainbrücken zum Inhalt haben. Die vorletzte Semesterschau konnte bekanntlich wegen technischer Schwierigkeiten nicht vorgeführt werden; deshalb wird das Film-Studio im Winterhalbjahr zwei Semesterschauen bringen, die letzte bereichert durch einen Reisebericht „Paris en passant", der aus Aufnahmen, die schon vor längerer Zeit in Paris gedreht worden sind, neu geschnitten und zusammengestellt wurde.

Daneben nimmt die theoretische Filmarbeit nach wie vor einen großen Platz ein. Es wird besonders großes Interesse am Kollegium dieses Semesters erwartet. Hier sollen an Hand von Beispielen aus der Klassik der Filmkunst Gestaltungsprobleme und Fragen der Filmästhetik besprochen werden.

Gemeinsam mit der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit wird augenblicklich das Thema „Filme als Helfer zur Bekämpfung von Vorurteilen über Klassen, Rassen und Religionen" behandelt. In Zusammenarbeit mit der Landesbildstelle Hessen wird im Laufe des Winters eine Vortragsreihe „Was man vom Film wissen muß" fortgesetzt, für die namhafte Filmschaffende — Regisseure, Autoren, Produzenten — gewonnen werden konnten.

Die Mehrzahl der Frankfurter Studentenschaft wird sich jedoch in der Hauptsache für das Programm der wöchentlichen Vorstellungen interessieren. Das Wintersemester wird eine Filmreihe bringen, die — unterbrochen von mehreren Sonderveranstaltungen — die Entwicklungsstufen des neueren italienischen Filmschaffens verdeutlichen soll. Bekannte Regisseure, wie de Sica, Rosselini, Zampa, Blasetti und Lattuada — werden mit ihren wesentlichen Werken vertreten sein. Ein Programm, das viele gute Filme verspricht. W.

foto **WAGNER** *berät Sie gern in allen Fotofragen*
BOCKENHEIMER WARTE · RUF 7 16 57

BÜCHERMOSAIK

Wilhelm Hasenack, Neuordnung des wirtschaftswissenschaftlichen Studiums, Betriebswirtschaftlicher Verlag Dr. Th. Gabler, Wiesbaden, 1954, kart. DM 3,90.

Koordinierungsrichtlinien für die wirtschaftswissenschaftlichen Diplom-Prüfungen, die die ständige Konferenz der Kultusminister im Jahre 1953 aufstellte, waren für die kürzlich erfolgte Neufassung der Prüfungsordnungen in Frankfurt von entscheidender Bedeutung. Kritik und Planung müssen sich deshalb mit ihnen auseinandersetzen. Prof. Hasenack hat im vorliegenden Sonderdruck die Beschlüsse der verschiedenen Konferenzen wiedergegeben, die wichtigsten Probleme jeder Neuordnung herausgestellt und schließlich die Koordinierungsrichtlinien der Kultusminister auf Grund der in Göttingen gemachten Erfahrungen einer kritischen Prüfung unterzogen. Bemerkenswert ist vor allem Hasenacks Überzeugung (S. 69/70), eine generelle Erhöhung der Studienzeit auf 8 Semester sei entbehrlich, wenn Studien und Methoden intensiviert würden; eine klare und überzeugende Begründung für die Verlängerung habe man im übrigen bisher nicht finden können. Die Koordinierungsrichtlinien neigten immer wieder zu reinen „Quantitätslösungen". Die Forderung nach einem Seminarschein in jedem Pflichtfach (jetzt auch in Frankfurt für die Grundfächer eingeführt) sei bei dem gegenwärtigen Massenbetrieb wenig sinnvoll (S. 85/86). Im übrigen will Hasenack die traditionelle Einteilung der speziellen Betriebswirtschaftslehren nach Wirtschaftszweigen (Handel, Industrie, Banken, Versicherungen) durch eine funktionale Gliederung ersetzt wissen. (z. B. Vertrieb, Finanzierung, Rechnungswesen usw.)

Alle Studenten werden von diesen Problemen betroffen. Hasenacks Überblick kann deshalb jedem empfohlen werden, der sich über diese Dinge informieren und eine Meinung bilden will. K.

*

Münzel-Jonas: „Sozialversicherung". Schaeffers Grundriß des Rechts und der Wirtschaft, Band 40, neubearb. Aufl. 1954, kart. DM 5,70.

Von der historischen Entwicklung und den allgemeinen Grundsätzen unseres Sozialversicherungswesens ausgehend, geben die Verfasser dieses neu aufgelegten Schaeffer-Grundrisses ein anschauliches Bild des komplizierten Gebietes. Ohne die Darstellung mit verwirrenden Einzelheiten zu belasten, erläutern sie die einzelnen Sozialversicherungen und in einem Anhang auch die Arbeitslosenversicherung unter den drei Gesichtspunkten „Versicherungsträger — Versicherungsnehmer — Beiträge und Leistungen".

Wünschenswert bleibt eine Ergänzung des Bändchens, die den Leser auch über den Umfang der Leistungen auf Seiten des Versicherungsträgers informiert: Wie sieht z. B. die Bilanz einer Krankenkasse auf der Ausgabenseite aus, was fällt ins Gewicht, beeinflußt entscheidend die Höhe der Beiträge? Die Krankenpflege, das Krankengeld, das Sterbegeld oder die Verwaltungskosten? — Welche konkrete Bedeutung hat im übrigen die Vermögensansammlung der Arbeitslosenversicherung (S. 130)? Wie werden diese Mittel heute angelegt? — Diese und andere Fragen hätten eine eingehendere Behandlung verdient. Im übrigen bleibt zu hoffen, daß einer künftigen Bearbeitung vor allem die — selbst in Kaufmannsbriefen kaum noch aktuell hier aber noch gern geübte — Inversion nach „und" zum Opfer fällt. So z. B. S. 121: „Bei Lebensversicherung auf ein Kapital muß dies mindestens 2500 DM betragen und müssen etwaige Gewinnanteile zur Erhöhung der Versicherungsleistung verwendet werden!"

*

Mahler-Mahler: Physikalische Formelsammlung. De Gruyter. Göschenbd. 136, 1955, DM 2,40.

Eine Formelsammlung allein ist nichts. Sie erhält ihre Bedeutung als praktisches Handwerkszeug erst dann, wenn ihr Benutzer über das Maß an Wissen verfügt, das ihm gestattet, eine Formel sinnvoll anzuwenden. Dann hat sie ihren Wert.

So auch das vorliegende Heftchen. Es enthält alle mathematischen Beziehungen in der Physik, bis zu einem Grade, der etwa beim naturwissenschaftlichen Vordiplom oder für Nebenfächler beim Diplom abverlangt wird. Jeder Betroffene wird wissen, welche Zeitersparnis es bedeutet, bei der Lösung von Praktikusaufgaben beispielsweise das mechanische Wärmeäquivalent oder die Beziehung zwischen Radius und freier Weglänge schnell nachschlagen zu können. Als letztes Mittel vor der Prüfung ist diese Sammlung wie alle ähnlichen jedoch ungeeignet und nicht selten folgenträchtig.

*

Hillebrandt: Geschichte der volkswirtschaftlichen Lehrmeinungen, Schaeffers Grundriß des Rechts und der Wirtschaft, Bd. 34, I. 1955, DM 5,20.

Dieser als Repititorium gedachter Grundriß kann seine Aufgabe nicht erfüllen, solange auch die unwichtigen Lehrer der Volkswirtschaft nach Art eines Stichwortlexikons immer wieder mit abgehandelt werden, wie z. B. (S. 20): „Den Abschluß der scholastischen Wirtschaftslehre brachte Antoninus, Erzbischof von Florenz (1389—1459) in seiner Summa theologica. Er kennt schon den Begriff und die Bezeichnung Kapital". Antoninus ist anscheinend wichtig genug, um in einem auf Kürze bedachten Grundriß erwähnt zu werden (größere Lehrbücher pflegen ihn stillschweigend zu übergehen!). Was erfährt man aber von ihm außer seinem Namen und den Jahreszahlen, mit denen im Examen nichts anzufangen ist? Nichts! Im übrigen gibt es auch keinen vieldeutigeren Begriff als den des Kapitals.

Selbst dort, wo der Verfasser ausführlicher wird, ist er nicht deutlicher. So z. B. bei Thomas von Aquino (S. 19): „Der Endzweck alles Irdischen sind die letzen Dinge. Die Wirtschaft wird bejaht, soweit sie sich nach diesen Zielen ausrichtet . . .". Was diese Sätze bedeuten, könnte allenfalls ein Preisausschreiben klären. Soll die Wirtschaft vielleicht Posaunen erzeugen für das jüngste Gericht?

Diese den einführenden Kapiteln entnommenen Beispiele ließen sich beliebig vermehren. Brauchbar wird ein Grundriß erst dort, wo die wichtigeren Theorien zwar knapp, aber doch ausführlich genug dargestellt werden, um verständlich zu sein. Erst wenn der Bearbeiter sich bereitfindet, auf die Anhäufung praktisch bedeutungsloser Namen und sinnloser Schlagworte zu verzichten und das Wichtige hervorzuheben, wird die Repitition nach diesem Grundriß sinnvoll. K.

*

Werner Sombart: „Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert und im Anfang des 20. Jahrhunderts". Kohlhammer. Unveränderte 8. Auflage, 532 S., DM 7,50.

Die „industrielle Revolution" ist schon so sehr Schlagwort geworden, daß eine Besinnung auf ihre wirkliche Bedeutung schwierig wird. Nichts aber kann bei solchem Unterfangen bessere Dienste leisten als Sombarts Buch. Wie sich die Vorgänge des Lebens, insbesondere des Wirtschaftslebens nicht immer streng nach den Abschnitten des gregorianischen Kalenders richten, hat auch Sombart selbst seine Darstellung nicht auf die im Titel genannte Zeit beschränkt. Er beginnt mit einer Reise durch Deutschland vor Beginn des 19. Jahrhunderts, schildert Postkutschenfahrzeiten, Tarife und Verkehrsverhältnisse (1816 gab es in den Provinzen Pommern und Posen überhaupt noch keine Chaussee; in Preußen immerhin schon 1 Meile!), das Leben in den Dörfern und Städten, den Zustand von Landwirtschaft und Gewerbe usw., geht auf die Kräfte ein, die so gewaltige Änderungen im Laufe von 100 Jahren herbeiführten, und gelangt schließlich zur Schilderung und Analyse der Situation um die Jahrhundertwende und einer vorsichtigen Prognose der weiteren Entwicklung.

Manch populärer Irrtum wird von Sombart scharf angegriffen. So der Mythos vom neu entstandenen Exportstaat. Sombart weist nach, daß der deutsche Export um 1800 zwar vollkommen anders strukturiert, aber auf das Einkommen der Bevölkerung bezogen doch bereits genau so hoch war wie vor dem ersten Weltkrieg. Entscheidend für die Expansion war nach Sombart somit nicht die Erschließung auswärtiger Märkte, sondern die Eröffnung des modernen Binnenmarktes.

Da Sombart immer wieder auf die Notwendigkeit und Konsequenz der Entwicklung zurückkommt, ist der Untertitel „Eine Einführung in die Nationalökonomie" vollauf berechtigt; die Vorzüge einer so lebendigen, anschaulichen Einführung gegenüber rein theoretisch-abstrakten Erörterungen sind evident.

*

Arwed Blomeyer, Allgemeines Schuldrecht, Neue Rechtsbücher, Verlag Franz Vahlen GmbH., Berlin und Frankfurt, 1953, Leinen 15,— DM.

Zunächst erscheinen die vielen Hinweise auf höchstrichterliche Entscheidungen überflüssig. Wer hat schließlich Zeit, Lust und Gelegenheit, nach Lektüre einer Seite jeweils mindestens 12 Reichgerichtsentscheidungen nachzuschlagen? Läßt man aber die respektablen Äußerungen des Reichsgerichts einmal beiseite und liest das Buch in einem Zuge, dann spürt man, mit welchem Geschick Blomeyer das wirklich „Allgemeine" des Schuldrechts aus den Grundsätzen des gemeinen Rechts, der Systematik des BGB und der internationalen Anpassung an die Bedürfnisse des Handelsverkehrs durch die Rechtsprechung entwickelt; der immer wieder gezogene Vergleich zu Rabels Projet d'une loi internationale sur la vente rundet das Bild ab. Der Verfasser hat sich aber nicht nur bemüht, das Schuldrecht in seiner heutigen Gestalt zu zeigen, die mit dem Wortlaut der Normen des BGB häufig nur wenig zu tun hat, sondern weiß auch die eigene von der herrschenden Lehre zuweilen abweichende Meinung immer wieder überzeugend darzutun, so z. B. bei der heute besonders wichtigen Verpflichtung zur Sicherungsübereignung (S. 98), bei der dogmatischen Einordnung der Realverträge (S. 105 ff.) usw. Bemerkenswert die Einsicht, das Recht des Schuldners, seine Gläubiger notfalls anteilmäßig zu befriedigen, fließe nicht aus einer „Interessengemeinschaft" der Gläubiger, sondern ganz einfach aus dem Recht des Schuldners, sich als anständiger Mensch(!) benehmen zu dürfen (S. 61).

Blomeyers Buch wird sich neben den Standardwerken auf dem Gebiet des Schuldrechts behaupten, weil es von den allgemeinsten Prinzipien hinführt zur praktischen Rechtsanwendung. K.

*

Karl Jaspers: „Vom Ursprung und Sinn der Geschichte". Fischerbücherei, Bd. 91.

Unter dem Titel „Vom Ursprung und Ziel der Geschichte" expliziert Karl Jaspers eine universalgeschichtliche Anschauung der Menschheit. Ausgehend davon, daß der geschichtliche Raum sich nach der Vergangenheit wie nach der Zukunft im Unabsehbaren verliert, setzt er als eine Kennmarke seines Schemas etwa um 500 v. Chr. die „Achsenzeit" als den geistigen Beginn der Weltgeschichte des heutigen Menschen. Konfuzius, Laotse, die Propheten, Zarathustra, Buddha und die Vorsokratiker einerseits und das Ende der alten Hochkulturen andererseits gehören etwa diesem Zeitraum an. Schon die Reihe dieser Namen deutet den universalen Charakter dieser Geschichtsbetrachtung an. Von dieser Grundentscheidung der Achsenzeit entwickelt Jaspers im ersten Teil die bisherige Weltgeschichte, um im zweiten die Gegenwart mit den in ihr ruhenden Möglichkeiten der Zukunft als eine weitere — von Wissenschaft und Technik verursachte — Zäsur zu untersuchen.

Auf dem gewonnenen Fundament beantwortet Jaspers die Frage nach dem Sinn der Geschichte: Wir wollen die Geschichte als ein Ganzes verstehen, um uns selbst zu verstehen. Sie ist der Grund, der gelegt ist, und an den wir gebunden bleiben, wenn wir nicht in Nichts zerrinnen, sondern Anteil haben wollen am Menschsein.

*

Friedrich Heer: „Hegel". Fischerbücherei. Bd. 86.

Obgleich Friedrich Hegel nach seinem Tode in den herrschenden philosophischen Systemen in Deutschland nicht die Position einnahm, die ihm zukam, ist er heute einer der am häufigsten bemühten Denker. Zumal seine Philosophie in der Form ihrer atheistischen Umdeutung durch B. Bauer und ihrer radikalen Historisierung durch K. Marx von Lenin und Plechanov tragend in den ideologischen Überbau des inzwischen zur Weltgeltung gekommenen Kommunismus eingefügt worden ist. Damit war die äußere Notwendigkeit gegeben, sich auch in Deutschland und darüber hinaus im gesamten nichtkommunistischen Bereich wieder intensiver mit den Antworten und Anregungen des großen Dialektikers zu beschäftigen.

So sind denn seit Anbruch der Hegel-Renaissance zu Beginn des Jahrhunderts und speziell in der allerjüngsten Vergangenheit zahlreiche Schriften von und über Hegel erschienen. So auch ein allgemein einführendes Buch des bekannten Wiener Geistes-historikers Friedrich Heer. Es enthält einmal die Nachschriften der Vorlesungen Hegels über die Philosophie der Weltgeschichte, der Religion und des Rechts und zum anderen die Ausführungen Heers über die Kommunikationen Hegelscher Philosophie mit der des 19. Jahrhunderts. Darüber hinaus hat es der Autor besonders gut verstanden, die Wurzeln des Gedankengutes Hegels bis zu Nicolaus von Cues und den archaischen Bezügen sichtbar zu machen.

*

Lin Yutang: „Laotse". Fischerbücherei, Bd. 89.

Das „Buch vom Tao" ist bis heute eines der Fundamente östlicher, asiatischer Weisheit. Nach der Sage schrieb Laotse auf die Bitte eines Zöllners die Reise unterbrechend seine Sinnsprüche in diesem Buche nieder, das zur Grundlage des Taoismus werden sollte, der Versenkung in das ursprüngliche Wesen von Welt und Mensch, der die Weisheit des Nichtstuns als die Quelle des richtigen Lebens nachfolgt. Ein dem krampfhaft agilen Menschen unserer Zeit und unserer Breiten höchst fremder und befremdender Stoff. Der Chinese Lin Yutang, Verfasser eines Buches über Laotse und seine mystischen Aphorismen vermutet deshalb im Vorwort nicht zu Unrecht: „Beim Durchblättern des „Buches vom Tao" wird die erste Reaktion Lachen sein, die zweite Lachen über das eigene Gelächter und die dritte das Gefühl, daß eine Lehre dieser Art heute höchst notwendig ist".

Sie ist es, wenn auch nicht als strenges Lebensprinzip, so doch als Gegensatz und Anlaß zur Besinnung. Anzumerken bleibt noch, daß die Sinnsprüche durch Kommentare Tschuangtses, des bedeutendsten Nachfolgers Laotses, und anderer chinesischer Weiser erläutert sind und dadurch die Lektüre erleichtert und der Gewinn vertieft wird.

*

P. G. Wodehouse: „Ring for Jeeves" und E. A. Poe: Zwölf Kurzgeschichten. Tauchnitz. 1954. Je Bd. 2,80 DM.

Seit einiger Zeit sind die Freunde englischer Originalliteratur nicht mehr allein auf die wenig seriös wirkenden Pocketbooks der amerikanischen Verlage angewiesen. Tauchnitz ist in Stuttgart wiedererstanden und bietet in der „New Series" eine glückliche Auswahl englischer Klassiker der Gegenwart und des 19. Jahrhunderts, wobei die Zeitgenossen einen großen Raum einnehmen.

Ein im Nachkriegsengland viel gelesener Produzent flüssig geschriebener Unterhaltungsromane sei besonders erwähnt: P. G. Wodehouse mit „Ring for Jeeves" im Pappeinband 2,80 DM. Es ist eine mit allen Requisiten der englischen Gesellschaftskomödie ausgestattete Geschichte. Der Butler Jeeves, der seinen Herrn aus allen Miseren hilft, die dollarschwere Amerikanerin, die dem Spiritismus huldigt, der pensionierte Kolonialadministrator und die etwas zynische Vertreter der Nobilität geben sich ein recht amüsant dargestelltes Stelldichein.

Die Sprache ist sehr bilderreich, die Betrachtungen sind besser als die etwas gespreizt wirkenden Dialoge. Alles plätschert munter dahin, die Komplikationen steigern sich stetig bis zur glücklichen Auflösung, wie in einer der vielen englischen neueren Gesellschaftskommödien, in denen man Kübel gutgemeinten Spottes über den heruntergekommenen Landadel ausgießt. Doch nirgendwo ein Anklang an Sarkasmus und bittere Auflehnung. Der Typ des Butlers Jeeves verkörpert jene seltsame Mischung von Unterwürfigkeit und einem gewissen Überlegenheitsgefühl, das der Normalbürger dem Adeligen in England entgegenbringt. Bei Wodehouse tritt die Einstellung der gegenseitigen Duldung klar hervor.

Auf eine Auswahl von 12 Kurzgeschichten von A. E. Poe sei noch hingewiesen. Die schon verfilmte „The Murders in the Rue Morgue" und die oft gepriesene „The Oblong Box" sind darunter. Die 25 Illustrationen von A. Kubin sind nicht immer eindrucksvoll, einige aber vermitteln das Grauen der Fieberphantasien Poes.

Gegründet: 1909

Jahrzehntelang der Universität Frankfurt a. M. verbunden steht Ihnen immer das

Haus der Bücher

PETER NAACHER

FRANKFURT AM MAIN

Steinweg 3 (An der Hauptwache)
mit seiner
Buchhandlung für Universitätswissenschaften
Bockenheimer Landstraße 133 (bei der Universität)
Ruf: 67644 / 96641—43
für Ihre Bücherwünsche jeder Art zur Verfügung

RÖMER

Büchees

Strichätzungen
Farbätzungen
Autotypien
Galvanos
Rotaprintfolien
Matern · Stereos

RÖMER KLISCHEEANSTALT GMBH FRANKFURT/M
Mainzer Landstraße 216
Ruf 34672

Luise Pollinger

PAPIER · BÜROBEDARF · DRUCKSACHEN

Schreibmaschinen und Schreibmaschinen-Reparaturen

KOLLEG-BEDARF

Füllhalter · Luxuspapiere · Geschenke
Büro-, Zeichen- und Schulartikel
Füllhalter-Reparaturen innerhalb 24 Stunden in eigener Werkstatt

Frankfurt am Main, Bockenh. Landstr. 131
(nächst der Universität) Fernruf 75589

konnte sich dieser Überblick nicht beschäftigen, zu verschieden sind sie in Grundlage und Geschichte. Zwei Gegensätze nur seien angedeutet. Während in England die Universitäten die Lernbegierigen zur Teilnahme am Unterricht aufforderten, waren es in Schottland die Vereinigungen der Studenten, die Gelehrte einluden, ihnen Unterricht zu erteilen. Dazu kommt der Unterschied des Bekenntnisses. Die enge Verbindung von Oxford und Cambridge mit der Church of England wurde bereits erwähnt. Die Church of Scottland, die Jahrhunderte lang das geistige Leben Schottlands beherrschte, war und ist aber von jener grundsätzlich verschieden. Sie ist nicht episkopal, sondern presbyterial, d. h. sie lehnt die Bischöfe als Nachfolger der Apostel ab und wird durch Älteste geleitet. Wie sich die Gegensätze praktisch auswirkten und auswirken, kann hier nicht näher ausgeführt werden.

Die englischen Universitäten

von Paul Wohlfahrt

Ältestes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßtes Neue.
Goethe

Unter den Schöpfungen des mittelalterlichen Europa, die, einer einheitlichen Kultur entsprungen, allmählich Züge nationaler Eigenart entwickelten, nehmen die englischen Universitäten eine besondere Stellung ein. Sie lebendig zu machen ist deswegen nicht schwer, weil das Land bis ins 19. Jahrhundert nur zwei Universitäten hatte: Oxford und Cambridge. Man nimmt an, daß in beiden Städten bereits im 12. Jahrhundert gelehrter Unterricht erteilt wurde, ausschließlich in Klöstern und geistlichen Heimen, Hotels, und daß im 13. Jahrhundert viele Engländer, die in Paris studiert hatten, nach Oxford und manche von da nach Cambridge gingen. Die Übernahme der Verfassung der Universität Paris kann für Oxford und Cambridge als Beginn des Universitätsstadiums angesehen werden[1]).

Was beide von deutschen Hochschulen unterscheidet, ist vor allem die Stellung der Colleges. Zu verschiedenen Zeiten von Königen, großen Herren und Frauen, Prälaten und Gilden gegründet, sind sie Körperschaften eigenen Rechts, die den Studenten Wohnung und Verpflegung gewähren und Disziplin über sie üben. In sie muß aufgenommen sein, wer an den Vorlesungen als Student teilnehmen will. Die Universität bildet zwar eine Dachorganisation, die die Finanzverwaltung versieht, die Abschlußprüfungen abhält, eigene Universitätsbibliotheken unterhält, in Oxford die berühmte Bodleiana, ja sogar eigene Museen, wie das Fitzwilliam in Cambridge. Die Leitung der Universitäten aber liegt in der Hand von Ausschüssen, die Jahrhunderte lang sich aus den Heads der Colleges zusammensetzten, in Oxford des Hebdomadal Council, in Cambridge des Caput.

Die früheren Colleges von Oxford waren Balliol (1263) und Merton (1264), von Cambridge: Peterhouse (1284). Einige der Cambridger Colleges verdanken ihre Entstehung dem Schwarzen Tode, der unter den Geistlichen besonders heftig gewütet haben muß, da es nötig erschien, zur Heranbildung junger Geistlicher weitere Colleges — Gonville (1348), Trinity Hall (1350) und Corpus Christi (1352) — zu gründen.

Die Colleges bilden ein Zwischenglied zwischen Studenten und Professoren. Daß die Lernenden, wenn sie eine Prüfung bestanden hatten, den Jüngeren als Lehrer und Berater zur Seite standen, war im Mittelalter allgemein üblich. Hieraus entwickelte sich der Tutor, ein Postgraduate, der den Lehrgang leitet und dem Studenten die nötigen Anleitungen erteilt.

Lehrfächer waren zunächst Theologie (Divinity), Latein, Recht und Medizin (= Physic; Physik im deutschen Sinne heißt auf Englisch „physics"). Doch trat letztere erheblich zurück. Als sie etwa 1284 in Merton College, Oxford eingeführt werden sollte, erhob Erzbischof Peckham Widerspruch, weil die Neuerung in den Statuten nicht vorgesehen war, und Bischof Bateman bestimmte bei der Neugründung des Gonville Colleges in Cambridge 1351, daß nur zwei Medizinstudenten zugelassen werden durften. Dazu kam, daß nach den Statuten von Cambridge Medizin nur studieren durfte, wer vorher zwei Jahre „in artibus rexerit". Auch wurde Medizin damals nur in theoretisch-literarischer Richtung gelehrt; wer die Heilkunst praktisch lernen wollte, wandte sich zu den Krankenhäusern oder ging ins Ausland. Die drei bedeutendsten englischen Ärzte des 16. und 17. Jahrhunderts, Linacre, Caius und Harvey, studierten z. B. in Italien.

Griechisch wurde als Lehrfach erst später eingeführt, zunächst in Cambridge unter dem Einfluß von Erasmus von Rotterdam, der hier 1510—1513 den Lady-Margaret-Lehrstuhl für Divinity innehatte und das Neue Testament aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzte. Das ist der Anfang des „New Learning", das in Oxford auf heftigen Widerspruch stieß, als dort Richard Foxe vom Pembroke College in Cambridge 1516 das Corpus Christi College gründete und Griechisch zu lehren begann. Die Kämpfe zwischen „Griechen" und „Trojanern" nahmen solche Ausmaße an, daß Heinrich VIII. 1519 einschreiten mußte.

1540 gründete der König fünf neue Lehrstühle in Cambridge (Regius Professorships) für Theologie, Bürgerliches Recht, Medizin, Hebräisch und Griechisch. Im wesentlichen aber blieben bis ins 19. Jahrhundert Latein, Griechisch und Theologie die wichtigsten Lehrfächer in beiden Universitäten.

Eine andere Eigenart entwickelte sich seit der Reformation, die enge Verbindung der Universitäten mit der Church of England. Nur wer ihr angehörte, wurde zugelassen (Act of Uniformity 1662). Der Aufnahme hatte eine Prüfung im anglikanischen Glauben voranzugehen[2]). So konnten Nonkonformisten bis 1827 in England nicht studieren, von Katholiken und Juden ganz zu schweigen.

Wesentlich ist noch eine andere Entwicklung. Die Gründung der Universitäten und ihrer Colleges hatte ursprünglich den Zweck, unbemittelten jungen Männern das Studium zu ermöglichen. Dazu stifteten Wohlhabende erhebliche Summen, die noch heute vielfach den Stamm des Collegevermögens bilden. Im Laufe der Jahrhunderte änderte sich dieser Zustand gründlich, im 18. Jahrhundert waren die Universitäten überwiegend von den Söhnen wohlhabender Familien besucht. Waren sie von Adel, durften sie eine besondere Tracht tragen. Ein ausschweifendes Leben gehörte zum guten Ton. Hand in Hand damit ging das Sinken der Anforderungen und Leistungen, die Prüfungen erreichten ein tiefes Niveau[3]). „Omnia ruunt in pejus", klagt Vicesimus Knox 1789 in „Liberal Education" über die Zustände seiner eigenen Universität Oxford. Zwar setzten bald Versuche ein, das geistige Niveau zu heben, etwa durch strengere Prüfungen, Honorary Degrees für die Begabten, Gründung von Lehrstühlen für Chemie, Angelsächsisch, Philosophie. Der eigentliche Fortschritt kam aber von anderer Seite.

Wir sahen, daß die Nonkonformisten, d. s. die Angehörigen der nicht zur Church of England gehörigen protestantischen Gemeinschaften, vom Universitätsbesuch ausgeschlossen waren. Das Streben, den Söhnen aus diesen Kreisen eine höhere Bildung zu geben und Anwärter für das Priesteramt heranzuziehen, führte vom Ende des 17. Jahrhunderts an zur Gründung nonkonformistischer

1) Über die Frage, welche Universität die ältere ist, herrschte im 16. Jahrhundert ein heute nicht mehr ernstgenommener Streit, über den ich in „John Cains und seine Zeit", Deutsches Medizinisches Journal, 1954, S. 689, berichtet habe.

2) Beredte Zeugen der Verbindung sind die College Chapels. An Größe und Tracht ist keine King's College Chapel Cambridge vergleichbar. Und in Oxford wird die Würde eines Master of Arts noch heute „in nomine patris et filii et sancti spiritus".

3) Damit steht nicht in Widerspruch, daß beide Universitäten auf eine lange Reihe erlauchter Geister zurückblicken können.

Akademien. Eine der ältesten war in Tewkesbury, eine der bekanntesten, gegründet 1757, in Warrington. Gelehrt wurden Medizin, Recht, Theologie und Handelswissenschaften. Diese Akademien überlebten allerdings nicht alle das Jahr 1800. Der Grund scheinen religiöse Spaltungen gewesen zu sein, vielleicht auch das Streben von Oxford und Cambridge, sich zu modernisieren. Der den Akademien zugrunde liegende Gedanke blieb aber lebendig und führte schließlich zur Gründung der Universität London.

Am 9. Februar 1825 erschien in der Times ein offener Brief des schottischen Dichters Thomas Campbell (1777 bis 1844)[4]), der für die Gründung einer großen Londoner Universität eintrat und — Campbell war viel in Deutschland gereist und mit Klopstock und A. W. Schlegel befreundet — auf die deutschen Universitäten, besonders Berlin und Bonn, als Muster hinwies. Dieser Aufruf fand lebhaften Zuspruch; von Männern von Ruf traten ihm Jeremy Bentham und James Mill bei. Er führte, in dieser Weise wohl nur in England möglich, 1828 zur Eröffnung eines Colleges in Gower Street, London, das zunächst privatwirtschaftlich als Aktiengesellschaft (Joint stock company) aufgezogen wurde. Es hatte keine religiösen Bindungen, vor allem war die Aufnahme an keine Prüfung im Glauben geknüpft, dehalb bezeichnete es der große Schulmann Thomas Arnold als gottlos. Der Lehrplan umfaßte Sprachen, Mathematik, Physik, Ethik, Recht, Geschichte, Volkswirtschaft und Medizin. Die Studenten wohnten für sich, wobei die jährlichen Kosten nur 25 bis 30 Pfund Sterling betrugen. 1830 schon hatte das College 500 Studenten, aber vielfach wurde es scharf angegriffen und als Cockney College bezeichnet. Besonders die Religionslosigkeit erschien manchen untragbar. Diese Strömung führte 1831 auf Grund einer königlichen Charter zur Gründung des King's College in London mit dem Erzbischof von Canterbury als Visitor. Die Unterrichtsfächer waren dieselben wie in Gower Street, nur unter Zutritt von Religion und Moralwissenschaften, die Studenten wohnten auch hier für sich. Die Entwicklung war langsamer. King's College hatte 1843 erst 293 Studenten.

Beide Colleges hatten zunächst nicht das Recht, „degrees" zu erteilen. Die Abneigung gegen Gower Street war weiter stark. 1836 kam endlich ein Kompromiß zustande. Eine besondere Körperschaft, die University of London, wurde geschaffen, deren Aufgabe es war, die Studenten der beiden Colleges — Gower Street erhielt dabei den Namen University College — zu prüfen und degrees zu erteilen, ohne eine eigene Lehrtätigkeit zu entfalten und ohne das Recht, die beiden Colleges zu überwachen oder sich in ihre Lehrmethoden einzumischen.

Die Trennung von Lehr- und Prüfungstätigkeit fand lebhaften Widerspruch. Eine Royal Commission wurde eingesetzt, und auf Grund ihres Berichtes von 1894 erging der University of London Act von 1898. London University prüft nunmehr auswärtige Studenten und erteilt ihnen Degrees. Die Universität wurde durch eine große Zahl neuer Colleges vergrößert, im ganzen sind es heute 47, darunter Krankenhäuser mit Lehrbetrieb, theologische Seminare, die School of Economics, das Bedford College für Frauen, von dem noch zu sprechen ist, das Royal Holloway College, das Royal College of Arts, hervorgegangen aus der 1837 gegründeten Normal School of Design, das South Eastern Agricultural College in Wye, Kent, und das Imperial College of Science and Technology, in dem 1906 das Royal College of Science, das Central Technical College of the City and Guilds Institute und die Royal School of Mines mit dem ausgesprochenen Ziel vereinigt wurden, einen den höchsten wissenschaftlichen Ansprüchen genügenden Lehrkörper zu schaffen[5]).

Nicht unbeeinflußt von der Gründung der Londoner Colleges machte sich auch in den alten Universitäten der Fortschritt bemerkbar. Die Anregung ging von zwei Seiten aus. Einmal war es der große John Henry Newman (1801—1890), der in seiner Schrift „The Idea of a University" (1852) dem Universitätsstudium neue Wege wies. Die Universität ist ihm weniger eine Lehrstätte als ein lebendiger Organismus, der den einzelnen formt und ihm seinen Stempel aufdrückt. Mark Pattison (1815—1884) auf der anderen Seite wandte sich (Suggestions on Academical Organisation, 1868) praktischen Fragen zu, indem er dem in Oxford und Cambridge vorherrschenden „Tutorial-System" das in Schottland und auf dem Kontinent übliche professorale Unterrichtssystem gegenüberstellte und für die allgemeine Hebung des geistigen Niveaus eintrat; das „Pass Degree" stellte seinerzeit nämlich kaum höhere Anforderungen als eine Schulabschlußprüfung.

Diese Einflüsse — typischer Ausgangspunkt englischer Gesetzgebung — führten 1849 zur Einsetzung einer Kommission, deren 1852 erstatteter Bericht die Grundlage des Oxford University Acts von 1854 und des Cambridge University Acts von 1856 bildete[6]). Gesetzgeberische Maßnahmen waren notwendig, um die Bindungen zu beseitigen, die bisher die Entwicklung gehemmt hatten, für Oxford die Statuten des Erzbischofs Laud von 1636, für Cambridge die der Königin Elisabeth von 1570. Die wichtigsten Änderungen — heute sind Oxford und Cambridge in Unterricht und Forschung unübertroffen — waren: Beseitigung der religiösen Prüfung bei der Aufnahme (für das Bachelorexamen, erst 1871 beseitigt), Gründung neuer Lehrstühle, größere Beteiligung der Professoren an der Verwaltung und — auf Kosten der Tutors — am Unterricht, Herabsetzung der Studienkosten durch die Zulassung von Privatzimmern für Studenten. Tatsächlich senkten sich die Kosten und die Extravaganz der Studenten ließ nach, besonders als Jagen durch echten Sport verdrängt wurde. Die berühmte Cambridge-Oxford Ruderregatta, die im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses steht, gibt es seit 1856 im März eines jeden Jahres. Auch das Cricket, dieser englischste aller Sports, entwickelte sich in der Folgezeit an beiden Universitäten immer mehr; im Anfang freilich trugen die Spieler noch Zylinderhüte.

Die Entwicklung blieb aber nicht auf Oxford, Cambridge und London bechränkt. Im Norden Englands mit seinem bedeutenden industriellen Aufschwung, begleitet von steigendem Wohlstand, trat das Bedürfnis nach einer Lehrstätte für junge Leute hervor, denen das Studium an weit entfernten Plätzen nicht möglich war.

So wurde schon 1832 die Universität Durham vom Bischof von Milest gegründet, auf residentieller Grundlage, aber viel billiger als Oxford und Cambridge, besonders in dem College Hatfield Hall. Durham wurde gewählt, weil es auf eine reiche kulturelle Vergangenheit zurückblicken konnte. Eine der ältesten geistlichen Siedlungen Englands, Lindisfarne, wurde im frühen Mittelalter nach hier verlegt. Die Lindisfarne Gospel, eine der ältesten Übersetzungen aus der Bibel, befindet sich in Durham. Der alte bischöfliche Palast in Durham, zu Füßen der prachtvollen romanischen Kathedrale, einer der schönsten des Landes, ist jetzt auch der Sitz der Hochschule.

Für die großen Industriegebiete der Midland, von Lancashire und Yorkshire war damit aber nicht genügend gesorgt, zu weit waren sie von London und von Durham entfernt, und der industrielle Aufschwung machte das Universitätsstudium immer begehrter und erwünschter. In diesen entscheidenden Jahren tat der Staat aber nichts, dem dringenden Bedürfnis entgegenzukommen. Er überließ, wie so oft vorher und nachher, die Initiative den beteiligten Kreisen. Und diese handelten.

1851 eröffnete John Owens, ein wohlhabender Kaufmann, in seiner Heimatstadt Manchester[7]) ein privates College, das sich zunächst nur langsam und meist in Abendklassen entwickelte. Ein Parlamentsakt von 1871 gab dem Owenscollege eine Verfassung und den Studenten die Möglichkeit, ein London Degree zu erwerben. Ähnlich wurde 1874 das College of Science and Technology in Leeds und 1881 das Liverpool University College gegründet; 1884—1887 vereinigten sich diese drei zur Victoria University. Sie konnte eigene Degrees erteilen und war damit von London unabhängig. 1903 wurde die Vereinigung gelöst; seitdem haben die drei Städte je ihre eigene Universität mit eigenem Degree. In derselben Weise entwickelte sich die Universität Birmingham aus einem 1880 von Josiah Mason errichteten College. Sein ursprünglicher Zweck war es, allgemeinwissenschaftliche Bildung unter Ausschluß rein literarischer und theologischer Erziehung zu fördern. Mit der Erteilung der Universitätscharter von 1900 wurde die Einschränkung aufgegeben. Birmingham hat heute seinen Lehrstuhl für Theologie.

Die Universitäten von Bristol, Sheffield, Reading, Southampton, Nottingham und Hull sind aus University Colleges hervorgegangen, die die Studenten für den London Degree vorbereiteten, bis sie ihre eigene Charter erhielten. Die Colleges von Aberystwyth, Cardiff und Bangor wurden 1893 zur Federal University of Wales vereinigt, der 1920 das Swansea Technical College angeschlossen wurde.

Alle diese Provinzuniversitäten verdanken ihre Entstehung überwiegend der Freigebigkeit von Geschäftsleuten. Hinzutraten Zuschüsse der Gemeinden, und heute ist der Staat der bedeutendste Geldgeber. Seine Zuschüsse betragen gegenwärtig mehr als 25 Millionen Pfund Sterling im Jahre, über das Zehnfache der Vorkriegszeit.

Die Umwandlung eines University Colleges zur Volluniversität erfolgt, sobald der Privy Council sich überzeugt, daß die finanzielle Grundlage gesichert und die Erfüllung der Aufgaben einer Universität verbürgt ist.

Von dem Geist, der die englischen Universitäten beherrscht, können wir uns eine Vorstellung machen, wenn wir von den Erweiterungsplänen der Universität Nottingham hören. Um den jetzigen Kern, das Trent Building, soll ein weiter Park angelegt werden, auf den die neuen Gebäude zu verteilen sind, inmitten ein Hügel, von dem (nach dem Plan des Landschaftsarchitekten G. A. Jellicoe) der Blick über Parkland, Fluß und Stadt schweifen soll.

Eine eigene Betrachtung sei dem Frauenstudium in England gewidmet. An gelehrten Frauen hat es hier in der Vergangenheit nicht gefehlt, am bekanntesten die unglückliche Jane Grey, die 1553 nach dem Tode Eduards VI. widerwillig ihre geliebten Bücher mit dem Szepter vertauschte, um bald auf dem Richtblock zu enden. Größer war die Zahl der Frauen, die Wissenschaft und Unterricht förderten. Margaret Beaufort, die Mutter Heinrichs VII., gehörte zu den ersten; der von ihr in Cambridge gestiftete Lehrstuhl für Theologie wurde schon oben genannt. Elizabeth, Witwe des Earl of Clare, gründete Clare College, Cambridge. Auch Lady Manner, die Gründerin der nach ihr benannten Schule in Bakewell bei Derby (1637), sei erwähnt. Das Interesse dieser Frauen galt jedoch dem Männerstudium.

Wie so oft in der Geschichte Englands waren es die einzelnen, nicht der Staat oder die beteiligten Körperschaften, von denen der Wandel ausging, indem sie zuerst zögernd, aber bald entschlossen sich dafür einsetzten, zu einer Zeit, als in Deutschland Malvida von Meysenbug, die Freundin Wagners und Nietzsche, wegen ihres Kampfes für das Frauenstudium des Landes verwiesen wurde.

Die beiden frühesten Mädchencolleges in London sind das Queen (1848) und das Bedford (1849), aber noch 1862 wurde ein Vorschlag, Frauen an der University London zuzulassen, abgelehnt. 1869 bewilligte Cambridge Frauen über 18 Jahren ein besonderes örtliches Examen, das mit dem Tripos nichts zu tun hatte. In demselben Jahre erhielt Bedford College seine Charter. Gleichzeitig gründete Emily Davies ein Frauencollege in Hitchin, das 1873 nach Girton bei Cambridge verlegt wurde. Ihm folgte 1875 das zweite Frauencollege von Cambridge, Newnham, eine Gründung von Miss A. J. Clough. 1881 endlich erfolgte die Zulassung beider zum Triposexamen, aber noch ohne Degree. Auch zu den Prüfungen zum ordinary Degree wurden Frauen damals noch nicht zugelassen; noch 70 Jahre mußten sie auf die volle Gleichberechtigung warten.

Als drittes Frauencollege wurde schließlich 1954 New College eröffnet.

In Oxford ging die Entwicklung von der Association for the Education of Women aus, deren Anstrengungen 1879 zur Gründung von Sommerville College und Lady Margaret Mall führten. 1886 folgte St. Hugh's, 1893 St. Hilda's. 1920 wurden die Frauen zu vollem akademischen Recht zugelassen, jedoch unter Beschränkung auf 220 Studierende. 1952 wurde als fünftes Frauencollege St. Anne's durch königliche Charter zugelassen, hervorgegangen aus der St. Anne's Society. Diese wurde 1920 als Society of Oxford Home Students die Nachfolgerin der vorerwähnten Association. Von 1928 an, vor allem durch letztwillige Verfügung von 1937 wurde sie von Amy Georgina Hartland großzügig mit reichlichen Mitteln bedacht, die die Errichtung der neuen Gebäude gestatteten.

Die Provinzuniversitäten hatten schon früher den Frauen volle Gleichberechtigung gewährt, 1871 Manchester, 1878 London, in den achtziger Jahren Leeds und Liverpool, 1893 die Federal University of Wales und dann die übrigen.

Die Fortbildung der Erwachsenen, Adult Education, zu beschreiben, gehört nicht zu unserer Aufgabe, so groß auch ihre Rolle seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts in England ist. Das Bestreben, den Erwachsenen einen Unterricht zu geben, der dem der Universitäten gleichkommt, führte aber 1898 zur Gründung des Ruskin College in Oxford, das, obwohl kein Teil der dortigen Universität, doch vom genius loci entscheidend beeinflußt ist und in gewissen Fächern wie z. B. Volkswirtschaftslehre für Universitätsdiploma vorbereitet. Dem Studium der Erwachsenen ist auch das Birkbeck in London gewidmet, das, nach dem Begründer der Bewegung, George Birkbeck (1776—1841) genannt, einen Teil der Londoner Universität bildet.

Mit den schottischen Universitäten

St. Andrews, gegründet 1411,

Glasgow, gegründet 1450,

Aberdeen, gegründet 1494,

Edinburgh, gegründet 1583,

4) Sein „Hohenlinden" ist noch heute wegen der Schönheit der Sprache beliebt.

5) Die Einheit der Universität London wurde durch den University of London Act von 1926 weiter ausgebaut. Sie ist verkörpert in dem neuen, monumentalen Verwaltungsgebäude nahe dem British Museum.

6) Für die Colleges gab der Oxford and Cambridge Act von 1877 einer Kommission das Recht, neue Statuten zu schaffen.

7) Bereits 1836 hatte sich H. L. Jones in einer in Paris erschienenen Schrift „A Plan for a University for Manchester" für eine solche eingesetzt.

§ 12

Gebiete der mündlichen Prüfung

Die mündliche Prüfung erstreckt sich auf die Pflicht- und Wahlgebiete gemäß § 7 und gegebenenfalls auf die von dem Kandidaten gewählten Ergänzungsgebiete gemäß § 8.

§ 13

Festsetzung der Noten

I. Die Leistungen in den einzelnen Gebieten und die Gesamtleistung werden mit folgenden Noten bewertet:

Sehr gut	= 1
Gut	= 2
Befriedigend	= 3
Ausreichend	= 4
Nicht ausreichend	= 5

Bei überragender Leistung kann ausnahmsweise das Prädikat

„Mit Auszeichnung" (0,5)

erteilt werden.

II. Die Noten in den einzelnen Gebieten bestimmen sich nach den Ergebnissen der schriftlichen und der mündlichen Prüfung. Sie werden durch die zuständigen Fachprüfer festgesetzt.

III. Die Gesamtnote für die Diplom-Prüfung setzt der Vorsitzer des zuständigen Prüfungsausschusses unter Würdigung aller Prüfungsleistungen des Kandidaten fest. Dabei können auch die Leistungen des Kandidaten in Übungen und Seminaren berücksichtigt werden.

§ 14

Ergebnis der Prüfung

I. Die Prüfung ist bestanden, wenn die Gesamtleistung mindestens mit der Note 4 bewertet worden ist.

II. Die Prüfung ist nicht bestanden,
1. wenn der Kandidat zur mündlichen Prüfung nicht zugelassen worden ist (§ 10 II, § 11),
2. wenn der Kandidat in einem der betriebswirtschaftlichen Pflichtfächer **(Volkswirte:** volkswirtschaftlichen Pflichtfächer einschließlich Finanzwissenschaft; **Hdl.:** in „Allgemeiner Betriebswirtschaftslehre" oder „Wirtschaftspädagogik") die Note 5 erhalten hat,
3. wenn der Kandidat die Note 5 in einem sonstigen Prüfungsgebiet nicht durch die Mindestnote 2 in einem anderen Prüfungsgebiet ausgeglichen hat,
4. wenn der Kandidat in zwei Fächern die Note 5 erhalten hat,
5. wenn der Kandidat ohne genügenden Grund der Prüfung fernbleibt oder sie abbricht, ferner, wenn er sich bei der wissenschaftlichen Arbeit nicht angegebener oder bei einer Klausurarbeit unerlaubter Hilfsmittel bedient oder sich zu bedienen versucht hat. Wird die Verfehlung erst nach Abschluß der Prüfung entdeckt, so wird kein Prüfungszeugnis ausgestellt. Ein schon ausgestelltes Zeugnis wird entzogen. Außerdem kann eine Strafverfolgung eingeleitet werden.

§ 15

Diplom

I. Nach bestandener Prüfung wird dem Kandidaten ein Diplom mit einer Gesamtnote sowie ein Prüfungszeugnis ausgehändigt, das die in den einzelnen Prüfungsfächern erzielten Noten enthält.

II. Das Diplom wird von dem Vorsitzenden des Prüfungsamtes unterzeichnet, das Zeugnis über die Ergebnisse der Prüfung in den einzelnen Fächern unterzeichnen der Vorsitzer und diejenigen Mitglieder des Prüfungsausschusses, welche die mündliche Prüfung abgenommen haben.

§ 16

Wiederholung der Prüfung

I. Wer die Prüfung nicht bestanden hat, kann sie zu einem vom Vorsitzenden des Prüfungsamtes zu bestimmenden Zeitpunkt, frühestens nach einem Semester, wiederholen. Ist die wissenschaftliche Arbeit mindestens mit der Note „befriedigend" (3) bewertet worden, kann der Vorsitzende des Prüfungsamtes dem Kandidaten die Anfertigung einer neuen wissenschaftlichen Arbeit erlassen. Im übrigen muß die gesamte schriftliche und mündliche Prüfung wiederholt werden.

II. Eine zweite Wiederholung der Prüfung ist nur ausnahmsweise bei Vorliegen wichtiger Gründe mit Genehmigung des Prüfungsamtes und Zustimmung des Herrn Ministers für Erziehung und Volksbildung zulässig.

§ 17

Gebühren

I. Die Gebühren sind zugleich mit der Meldung zur Prüfung zu entrichten.
Sie betragen:
1. für die Diplomprüfung einschließlich erweiterter Prüfung 100,— DM
für die Wiederholung der Diplomprüfung 50,— DM
2. für eine erweiterte Prüfung nach bestandener Diplomprüfung, ohne Rücksicht auf die Zahl der Ergänzungsfächer 40,— DM
für die Wiederholung der erweiterten Prüfung 20,— DM

II. Ist die Prüfung nicht bestanden, so findet keine Rückzahlung der Gebühren statt.

§ 18

Schlußbestimmungen

I. Die neue Prüfungsordnung tritt am 1. April 1955 in Kraft. Die durch Erlaß vom 23. 9. 1946, Az VII — 12 — 228, des Herrn Hessischen Ministers für Kultur und Unterricht vorläufig genehmigte Prüfungsordnung für Diplom-Kaufleute wird mit gleichzeitiger Wirkung außer Kraft gesetzt.

II. Wer vor dem Inkrafttreten der neuen Prüfungsordnung mit dem Studium der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften begonnen hat, kann auf Antrag hin bis 31. 3. 1958 nach der alten Prüfungsordnung zur Prüfung zugelassen werden.

III. Änderungen der Prüfungsordnung bedürfen der Genehmigung durch den Herrn Hessischen Minister für Erziehung und Volksbildung.

Promotionsordnung
der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät
der Johann Wolfgang Goethe-Universität

Die Fakultät verleiht den Grad eines Dr. rer. pol. auf Grund einer von dem Bewerber verfaßten Dissertation und einer vor der Fakultät erfolgreich abgelegten mündlichen Prüfung. Ein Rechtsanspruch auf Zulassung zur Promotion besteht nicht.

Der Bewerber muß das Reifezeugnis einer anerkannten deutschen höheren Schule oder ein als gleichwertig anerkanntes Zeugnis besitzen.

Weitere Voraussetzungen für die Zulassung zur Promotion: Der Bewerber muß ein mindestens achtsemestriges Studium der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften an deutschen oder gleichwertigen ausländischen Universitäten oder Handelshochschulen nachweisen und die Prüfung eines Diplom-Handelslehrers oder eine entsprechende ausländische Prüfung bestanden haben.

Nach der Ablegung der Diplomprüfung muß der Bewerber mindestens zwei Semester an der Wirtschafts- und Sozialwirtschaftlichen Fakultät der Johann Wolfgang Goethe-Universität ordnungsgemäß studiert haben.

In Ausnahmefällen kann die Fakultät von der Ablegung der Diplomprüfung absehen, wenn eine außergewöhnliche wissenschaftliche Leistung vorliegt.

Der Bewerber muß sich ferner als Schüler oder wissenschaftlicher Mitarbeiter eines habilitierten Dozenten der Fakultät ausweisen. Von diesem Grundsatz kann nur in ganz besonderen Fällen abgegangen werden.

Dem Gesuch um Zulassung zur Dr.-Prüfung, das an den Dekan der Fakultät zu richten ist, sind beizufügen:

1. Ein in deutscher Sprache abgefaßter Lebenslauf, der namentlich auch über den Bildungsgang des Bewerbers Aufschluß gibt, sowie ein Lichtbild.

2. Die Zeugnisse über die Vorbildung, das Diplom in einer beglaubigten Abschrift und ein nach Fächern geordnetes Verzeichnis der gehörten Vorlesungen.

3. Ein Leumundszeugnis der zuständigen Universitätsbehörde, oder, wenn der Bewerber nicht mehr studiert, ein polizeiliches Führungszeugnis.

4. Eine Erklärung darüber, ob und mit welchem Erfolge der Bewerber sich bereits einer Doktorprüfung oder einer Staatspüfung unterzogen hat.

(wird fortgesetzt)

Übersicht über die Prüfungsordnungen

der Fachrichtungen sämtlicher Fakultäten an den Universitäten des Landes Hessen

Der DISKUS veröffentlicht an dieser Stelle in ständigem Wechsel die Prüfungsordnungen sämtlicher Fachrichtungen der Fakultäten der Universitäten Frankfurt und Marburg. Darüber hinaus gibt der DISKUS — vornehmlich für die jüngeren Semester — einige Empfehlungen zur zweckmäßigen Gestaltung des Studienganges.

Das wirtschaftswissenschaftliche Studium

Seit dem Sommer 1954 erwarten die Angehörigen der wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Fachschaft, daß die angekündigten neuen Prüfungsordnungen für Diplom-Volkswirte, Diplom-Kaufleute und Diplom-Handelslehrer in Kraft treten, daß endlich entschieden wird, wer nur 6 und wer mindestens 8 Semester studieren muß usw. In den letzten Semesterferien wurden die neuen Prüfungordnungen nunmehr vom Hessischen Minister für Erziehung und Volksbildung genehmigt. Sie sind mit Wirkung vom 1. April 1955 in Kraft getreten. Wer aber vor diesem Zeitpunkt sein Studium begonnen hat, kann auf Antrag bis spätestens 31. März 1958 noch nach den alten Vorschriften das Examen ablegen.

Neben der Verlängerung der Studiendauer fällt vor allem die Bestimmung ins Gewicht, daß künftig erst vier Semester nach erfolgreicher Teilnahme an allen betriebstechnischen Vorklausuren mit dem Diplom-Examen begonnen werden darf. Es wird also nicht mehr möglich sein, daß sich Studenten noch kurz vor der Diplom-Prüfung um die Scheine in Wirtschaftsrechnen, Finanzmathematik, Buchhaltung und Statistik bemühen und für das eigentliche Studium neben dem Besuch des Repititors gar keine Zeit mehr haben. In der Regel dürfen „nicht ausreichende" Vorklausuren fortan nur noch einmal wiederholt werden.

Gegen eine allzu heftige Beschränkung auf die eigene Fachrichtung wendet sich die Bestimmung, daß Volkswirte künftig auch betriebswirtschaftliche Seminare und umgekehrt Betriebswirte und Handelslehrer volkswirtschaftliche Seminare besuchen müssen. Außerdem ist Rechtswissenschaft für künftige Diplom-Handelslehrer Pflichtfach geworden. Die Wahlfächer sind teilweise neu bestimmt und anders gegliedert.

Da viele Kommilitonen am genauen Wortlaut der bisher im Druck noch nicht erschienenen Prüfungsordnungen interessiert sein werden, veröffentlicht der DISKUS diesmal nicht eine gekürzte Fassung zusammen mit einer Studienanleitung, sondern den vollen Wortlaut aller drei Prüfungsordnungen. Aus technischen Gründen haben wir dabei die Prüfungsordnung für Diplom-Kaufleute als Modell genommen und jeweils an den betreffenden Stellen in Klammern eingefügt, inwieweit die Bestimmungen für Volkswirte und Diplom-Handelslehrer von denen für Diplom-Kaufleute abweichen. Angeschlossen ist die unverändert gebliebene Promotionsordnung der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät.

Mancher wird Kritik üben wollen, Bedenken oder weitere Vorschläge zur Ausgestaltung der Prüfungen haben, anderen wird die eine oder andere Regelung unverständlich, unbillig oder wenig zweckdienlich erscheinen. Die neuen Prüfungsordnungen sind schließlich keine Studienreform. Sie wollen eine Angleichung an die Regelung an anderen deutschen Universitäten herbeiführen, zur Wiederherstellung der allgemeinen Freizügigkeit der Studenten beitragen, Bewährtes fortführen und ausbauen. Die Diskussionen über die Grundsätze des wirtschaftswissenschaftlichen Studiums ist damit nicht beendet. Wir werden uns noch oft mit dieser Frage befassen und bitten deshalb alle interessierten Kommilitonen, sachdienliche Beiträge uns zuzusenden. In diesem Zusammenhang sei auch auf die Besprechung der Vorschläge von Prof. Hasenack zur „Neuordnung des wirtschaftswissenschaftlichen Studiums auf Seite 6 dieser Ausgabe des DISKUS verwiesen.

Die Prüfungsordnungen der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät erscheinen künftig im DISKUS nicht mehr im vollen Wortlaut, sondern werden entsprechend überarbeitet zusammen mit den Prüfungsordungen anderer Fakultäten in regelmäßigem Wechsel zum Abdruck kommen.

Die Redaktion

Prüfungsordnung für Diplom-Kaufleute,
Diplom-Volkswirte und Diplom-Handelslehrer

§ 1

I. Die kaufmännische (volkswirtschaftliche) Diplom-Prüfung (Diplom-Prüfung für Handelslehrer) bildet den ordnungsmäßigen Abschluß des Hochschul-Studiums für Diplom-Kaufleute (Diplom-Volkswirte; ist Nachweis der wissenschaftlichen Befähigung für das Handelslehramt).

II. Durch die Prüfung soll der Kandidat nachweisen, daß er sich mit dem ihm während seines Studiums für Diplom-Kaufleute (Diplom-Volkswirte, Diplom-Handelslehrer) dargebotenen Stoff befaßt hat und diesen beherrscht.

III. Auf Grund der bestandenen Prüfung wird der akademische Grad „Diplom-Kaufmann" („Dipl.-Volksw.", „Dipl.-Hdl.") verliehen.

§ 2

Prüfungsamt und Prüfungsausschuß

I. Die Diplomprüfung für Kaufleute (Volkswirte, Handelslehrer) wird vor einem Prüfungsamt der Fakultät abgelegt.
(In der Prüfungsordnung für **Hdl.** fehlen die Worte: „der Fakultät".)

II. Das Prüfungsamt besteht aus den Ordinarien und beamteten Extraordinarien der Fakultät. Vorsitzender des Prüfungsamtes ist der Dekan der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät. Die Mitglieder des Prüfungsamtes wählen aus ihrer Mitte einen zweiten Vorsitzenden, der die Geschäfte des Prüfungsamtes auf die Dauer von 2 Jahren führt. Der geschäftsführende Vorsitzende bedarf der Bestätigung durch den Hessischen Minister für Erziehung und Volksbildung.

III. Zur Durchführung der Prüfung werden vom geschäftsführenden Vorsitzenden Prüfungsausschüsse gebildet. Sie bestehen jeweils aus dem Vorsitzer, einem Beisitzer und den an der Prüfung beteiligten Prüfern. (Zusatz für **Hdl.:** „und einem Vertreter des Hessischen Ministeriums für Erziehung und Volksbildung".) Der Vorsitzer muß ein beamteter Professor sein.

IV. In die Prüfungsausschüsse können durch den geschäftsführenden Vorsitzenden des Prüfungsamtes auch Prüfer und Beisitzer berufen werden, die nicht Mitglieder der engeren Fakultät sind.

§ 3

Voraussetzungen für die Zulassung zur Prüfung

Die Zulassung zur Prüfung setzt voraus:

1. Die Hochschulreife.

2. Eine mindestens halbjährige praktische kaufmännische Tätigkeit (für **Volkswirte:** „Tätigkeit in Wirtschaft oder Verwaltung"). Diese (kaufmännische) Tätigkeit soll vor Beginn des Studiums abgeleistet sein, spätestens aber bis zum Beginn des 4. Semesters.
(Ziff. 2 für **Hdl.** lautet: „Eine mindestens einjährige praktische kaufmännische Tätigkeit. Die praktische Tätigkeit soll grundsätzlich in kaufmännischen Betrieben abgeleistet werden; jedoch kann eine Tätigkeit bei einem Jugendamt, einem Jugendgericht, in der Berufsberatung eines Arbeitsamtes o. ä. bis zu einer Dauer von drei Monaten angerechnet werden.
Von der praktischen Tätigkeit ist grundsätzlich ein halbes Jahr zusammenhängend vor dem Studium abzuleisten; auch das zweite Halbjahr soll vor Beginn des Studiums, spätestens aber bis zum Beginn des 4. Semesters abgeleistet sein.")

3. Ein wenigstens 8semestriges an anerkannten deutschen Hochschulen absolviertes ordnungsmäßiges Studium der Wirtschaftswissenschaften sowie der sonstigen Wissenszweige, die Gegenstand der Prüfung sind.
Ein Kandidat, der die Kaufmannsgehilfenprüfung bestanden hat, kann nach einem Studium von 7 Semestern zur Diplomprüfung zugelassen werden.
Von dem Studium müssen mindestens 2 Semester an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universiät Frankfurt a. M. zugebracht worden sein. Über

die Anrechnung von an anderen Fakultäten oder Hochschulen zugebrachten Semestern entscheidet das Prüfungsamt.
Ein Studium der Wirtschaftswissenschaften sowie der sonstigen Wissenszweige, die Gegenstand der Prüfung sind, an einer ausländischen Hochschule kann bis zu 4 Semestern durch das Prüfungsamt angerechnet werden.
Das Prüfungsamt kann bis zu drei Semester eines an einer anerkannten in- oder ausländischen Hochschule durchgeführten anderen Studiums anrechnen. Voraussetzung für die Anrechnung ist in jedem Falle der Nachweis ausreichender wirtschaftswissenschaftlicher Studien während dieser Zeit. In Zweifels- und Ausnahmefällen entscheidet das Prüfungsamt.

4. Die erfolgreiche Teilnahme an mindestens je einem Seminar in Allgemeiner Betriebswirtschaftslehre, Spezieller Betriebswirtschaftslehre und Volkswirtschaftslehre (für **Volkswirte:** Allgemeiner Volkswirtschaftslehre, Volkswirtschaftspolitik oder Finanzwissenschaft, Praktistik und Betriebswirtschaftslehre. Für **Hdl.:** Allgemeiner Betriebswirtschaftslehre, Wirtschaftspädagogik und Volkswirtschaftslehre).
5. Die erfolgreiche Teilnahme an Vorklausuren in Betriebstechnik (Buchführung, kaufmännisches Rechnen und Finanzmathematik) und über die Grundbegriffe der statistischen Methodenlehre (statistische Methodenlehre entfällt für **Hdl.!**). Diese Klausuren dürfen in der Regel nur einmal wiederholt werden. Eine weitere einmalige Wiederholung ist nur mit Genehmigung des Vorsitzenden des Prüfungsamtes möglich. Die Vorklausuren in Betriebstechnik müssen spätestens 4 Semester vor Beginn der Prüfung mit Erfolg abgelegt worden sein.
(Zusatz für **Hdl.:** „6. Die zweisemestrige erfolgreiche Mitnahme an praktisch pädagogischen Übungen.
7. Das 35. Lebensjahr soll nicht überschritten sein".)

§ 4

Anmeldung zur Prüfung

I. Die Prüfung kann frühestens nach Schluß des 8. Studiensemesters abgelegt werden. Die Meldung hierzu hat schriftlich zu erfolgen und ist mit den erforderlichen Nachweisen bei dem Prüfungsamt für Diplom-Volkswirte, Diplom-Kaufleute und Diplom-Handelslehrer einzureichen.
II. Der Meldung zur Prüfung sind folgende Unterlagen beizufügen:
1. Ein vom Kandidaten verfaßter und eigenhändig geschriebener Lebenslauf mit Darstellung des Bildungsganges und der ausdrücklichen Angabe, ob, gegebenenfalls wo und mit welchem Erfolg, sich der Kandidat bereits einer kaufmännischen (volkswirtschaftlichen) Diplom-Prüfung (Diplom-Prüfung für Hdl.) oder einer sonstigen akademischen Abschlußprüfung unterzogen hat.
2. Das Reifezeugnis einer staatlich anerkannten höheren Lehranstalt oder ein vom Hessischen Ministerium für Erziehung und Volksbildung gleichgestelltes Zeugnis.
3. Die Bescheinigung über die abgeleistete kaufmännische (praktische) Tätigkeit (§ 3 Ziffer 2).
4. Der Nachweis über die besuchten Vorlesungen, Übungen und Seminare (Studienbuch) sowie eine nach Fachgebieten geordnete Zusammenstellung, die den Ablauf des ordnungsmäßigen Studiums gemäß § 3 Ziffer 3 bis 5 erkennen läßt.
5. Die Bescheinigungen über den erfolgreichen Besuch der in § 3 Ziffer 4 genannten Seminare.
6. Die Bescheinigungen über die erfolgreiche Teilnahme an den Vorklausuren gemäß § 3 Ziffer 5 in Betriebstechnik (Buchführung, kaufmännisches Rechnen und Finanzmathematik) und über die Grundbegriffe der statistischen Methodenlehre (entfällt für **Hdl.**, s. o.).
7. Die in § 9 vorgeschriebene wissenschaftliche Arbeit.
8. Eine Quittung über die eingezahlten Prüfungsgebühren.

III. Zeugnisse und Unterlagen, die nicht von deutschen Behörden ausgestellt sind, müssen amtlich beglaubigt sein und, falls sie in einer fremden Sprache abgefaßt sind, in beglaubigter deutscher Übersetzung vorgelegt werden.

§ 5

Entscheidung über die Zulassung

Über die Zulassung zur Prüfung entscheidet der Vorsitzende des Prüfungsamtes, der den geschäftsführenden Vorsitzenden damit beauftragen kann.

§ 6

Termine und Teile der Prüfung

I. Die Prüfung wird in der Regel einmal im Semester abgehalten. Das Prüfungsamt kann jedoch weitere Prüfungstermine festsetzen.
II. Die Prüfung besteht aus einem schriftlichen und einem mündlichen Teil. Der schriftliche Teil geht dem mündlichen Teil voraus. In sämtlichen Prüfungsfächern wird sowohl schriftlich als auch mündlich geprüft.
III. Die Prüfungsleistungen gemäß § 9 Ziffer 2 und § 12 müssen unmittelbar aufeinander folgen, doch können einem Kandidaten, der die Prüfung nach Feststellung des Prüfungsamtes ohne sein Verschulden hat abbrechen müssen, die schriftlichen Prüfungsleistungen bis zum Schluß des übernächsten Semesters angerechnet werden.

§ 7

Prüfungsfächer

I. Die Prüfung erstreckt sich auf vier Pflichtfächer und zwei Wahlfächer, die schriftlich und mündlich geprüft werden.
II. Die Pflichtfächer sind:
1. Allgemeine Betriebswirtschaftslehre,
2. Eine spezielle Betriebswirtschaftslehre (Betriebswirtschaftslehre der Banken, des Warenhandels, der Industrie und der Wirtschaftsprüfung),
3. Volkswirtschaftslehre (Wirtschaftstheorie sowie Grundzüge der Volkswirtschaftspolitik und der Finanzwissenschaft),
4. Die wirtschaftlich wesentlichen Teile des privaten Rechts und die Grundzüge des öffentlichen Rechts.

III. Wahlgebiete sind:
Zwei Fächer aus dem Gebiet der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften und der Technologie, wovon das eine in der Regel ein weiteres Fach aus dem Gebiet der Betriebswirtschaftslehre sein soll.
IV. Als Wahlfächer sind zugelassen:
Gruppe I:
1. Eine spezielle Betriebswirtschaftslehre, soweit diese nicht als Pflichtfach gewählt worden ist (§ 7 Ziffer II, 2),
2. Volkswirtschaftspolitik,
3. Finanzwissenschaft,
4. Statistik,
5. Wirtschafts- und Sozialgeschichte,
6. Wirtschaftsgeographie,
7. Wirtschaftspädagogik,
8. Soziologie,
9. Politische Wissenschaft,
10. Versicherungslehre;

Gruppe II:
1. Betriebswirtschaftliche Steuerlehre,
2. Verkehrswissenschaft,
3. Sozialpolitik,
4. Physikalische Technologie,
5. Chemische Technologie,
6. Eine Fremdsprache (Wirtschaftssprache).

Aus der Gruppe I können beide Fächer, aus der Gruppe II kann nur ein Fach zusammen mit einem Fach der Gruppe I gewählt werden.

(Für Volkswirte:

I. Die Prüfung erstreckt sich auf fünf Pflichtfächer und ein Wahlfach, die schriftlich und mündlich geprüft werden.
II. Die Pflichtfächer sind:
1. Allgemeine Volkswirtschaftslehre (Wirtschaftstheorie),
2. Spezielle Volkswirtschaftslehre (Volkswirtschaftspolitik einschl. Sozialpolitik),
3. Finanzwissenschaft,
4. Betriebswirtschaftslehre (Allgemeine Betriebswirtschaftslehre einschl. Finanzierung und Bilanzen),
5. Die wirtschaftlich wesentlichen Teile des privaten Rechts und die Grundzüge des öffentlichen Rechts.

III. Als Wahlfächer sind zugelassen:
1. Eine spezielle Betriebswirtschaftslehre (Betriebswirtschaftslehre der Banken, des Warenhandels, der Industrie und der Wirtschaftsprüfung),
2. Statistik,
3. Soziologie,
4. Politische Wissenschaft,
5. Wirtschafts- und Sozialgeschichte,
6. Wirtschaftspädagogik,
8. Versicherungslehre,
9. Verkehrswesen einschl. Fremdenverkehr,
10. Betriebswirtschaftliche Steuerlehre,
11. Arbeitsrecht.

Für Handelslehrer:

I. Die Prüfung erstreckt sich auf vier Pflichtfächer und zwei Wahlfächer, die schriftlich und mündlich geprüft werden.
II. Die Pflichtfächer sind:
1. Allgemeine Betriebswirtschaftslehre,
2. Wirtschaftspädagogik,
3. Volkswirtschaftslehre (Wirtschaftstheorie sowie Grundzüge der Volkswirtschaftspolitik und der Finanzwissenschaft),
4. Die wirtschaftlich wesentlichen Teile des privaten Rechts und die Grundzüge des öffentlichen Rechts.

III. Als Wahlfächer sind zugelassen:
Gruppe I:
1. Eine spezielle Betriebswirtschaftslehre (Betriebswirtschaftslehre der Banken, des Warenhandels, der Industrie und der Wirtschaftsprüfung),
2. Volkswirtschaftspolitik einschl. Sozialpolitik,
3. Finanzwissenschaft,
4. Statistik,
5. Wirtschafts- und Sozialgeschichte,
6. Wirtschaftsgeographie,
7. Soziologie,
8. Politische Wissenschaft,
9. Versicherungslehre.

Von den zwei gewählten Fächern muß ein Fach eine spezielle Betriebswirtschaftslehre sein.
Gruppe II:
1. Deutsch,
2. Eine Fremdsprache des Unterrichts an Handelsschulen.
3. Physik, insbesondere ihre wirtschaftlichen Anwendungsgebiete (Technologie und Warenkunde),
4. Chemie, insbesondere ihre wirtschaftlichen Anwendungsgebiete (Technologie und Warenkunde).

Aus der Gruppe II können 2 Fächer gewählt werden. Auch die Wahl eines Faches der Gruppe II in Verbindung mit einem Fach der Gruppe I ist möglich. Die technologischen Fächer können jedoch nur gemeinsam gewählt werden.)

V. Durch Beschluß des Prüfungsamtes kann allgemein oder für den einzelnen Fall die Wählbarkeit nicht ausreichend vertretener Fächer oder eine Kombination von Fächern, die dem Prüfungszweck nicht entspricht, aufgehoben oder die Wählbarkeit weiterer Fächer zugelassen werden.
VI. Die Prüfung kann auf Antrag des Kandidaten und Beschluß des Prüfungsamtes um ein oder zwei Prüfungsgebiete vermindert werden, wenn der Kandidat während der letzten drei Jahre vor einer staatlichen oder akademischen Prüfungskommission eine der Diplom-Prüfung für Kaufleute gleichwertige Prüfung bestanden und in den zu erlassenden Fächern mindestens die Note „gut" erreicht hat. Diplom-Handelslehrern und Diplom-Volkswirten können drei mindestens mit der Note „gut" bestandene Fächer mit Ausnahme der betriebswirtschaftlichen Fächer angerechnet werden. (Für **Volkswirte:** Diplom-Handelslehrern und Diplom-Kaufleuten können drei mindestens mit der Note „gut" bestandene Fächer mit Ausnahme der volkswirtschaftlichen Fächer und der Finanzwissenschaft angerechnet werden. Für **Hdl.:** Diplom-Kaufleuten und Diplom-Volkswirten können drei mindestens mit der Note „gut" bestandene Fächer mit Ausnahme der Allgemeinen Betriebswirtschaftslehre und der Wirtschaftspädagogik angerechnet werden.) Unter den gleichen Voraussetzungen kann auch die wissenschaftliche Arbeit (§ 10) angerechnet werden, sofern sie ein einschlägiges Thema behandelt und mindestens mit der Note „befriedigend" bewertet worden ist.
VII. An einer anderen Hochschule vorweggenommene Teile der Hauptprüfung können auf Antrag des Kandidaten vom Prüfungsamt bei der Diplom-Prüfung anerkannt werden.

§ 8

Erweiterte Prüfung

I. Der Kandidat kann auf seinen Antrag hin bei der Prüfung selbst oder nach bestandener Prüfung über die Prüfungsgebiete hinaus (§ 7) in einem oder mehreren Ergänzungsfächern geprüft werden.
II. Als Ergänzungsfächer können außer den in § 7 genannten Wahlfächern mit Genehmigung des Prüfungsamtes auch andere Fächer, die an der Universität hinreichend vertreten sind, gewählt werden.
III. Die Ergebnisse der Prüfung in den Ergänzungsfächern werden bei der Festsetzung der Gesamtnote der Diplom-Prüfung nicht berücksichtigt.

§ 9

Gebiete der schriftlichen Prüfung

Die schriftliche Prüfung umfaßt folgende Leistungen:
1. Eine wirtschaftswissenschaftliche Arbeit (§ 10 I).
2. Je eine Klausurarbeit aus den Pflichtgebieten gemäß § 7, den Wahlgebieten gemäß § 7 und gegebenenfalls aus den vom Kandidaten gewählten Ergänzungsgebieten gemäß § 8.

§ 10

Durchführung der schriftlichen Prüfung

I. Das Thema der wissenschaftlichen Arbeit wird dem Kandidaten auf seinen Antrag hin durch das Prüfungsamt zugeteilt, jedoch frühestens nach Beendigung des 5. Semesters und nicht vor erfolgreicher Ableistung sämtlicher Vorklausuren. Die Zuteilung erfolgt in der Regel im Wege der Auslosung, jedoch können die Mitglieder der engeren Fakultät in Sonderfällen auch Themen für eine freie wissenschaftliche Arbeit vergeben.
In beiden Fällen soll die Bearbeitungszeit nicht mehr als 6 Monate betragen.
Die Themen der Arbeit sollen in der Regel der Betriebswirtschaftslehre **(Volkswirte:** Volkswirtschaftslehre und Finanzwissenschaft; **Hdl.:** Betriebswirtschaftslehre oder Wirtschaftspädagogik) entnommen sein.
Der Kandidat hat der wissenschaftlichen Arbeit ein Verzeichnis der von ihm benutzten Hilfsmittel beizufügen und die eigenhändig unterschriebene ehrenwörtliche Versicherung abzugeben, daß er die Arbeit selbständig und ohne Benutztung anderer als der angegebenen Hilfsmittel angefertigt hat. Wörtliche oder sinngemäße Entlehnungen sind als solche kenntlich zu machen. Bei Abgabe einer falschen ehrenwörtlichen Versicherung gilt die Prüfung als nicht bestanden; außerdem kann gegen den Kandidaten eine Strafverfolgung eingeleitet werden.
II. Bei Nichtannahme der wissenschaftlichen Arbeit wird der Kandidat zu weiteren Prüfungsleistungen nicht zugelassen.
III. Für jede Klausurarbeit werden mindestens zwei Aufgaben zur Wahl gestellt. Die Aufgaben werden dem Kandidaten unmittelbar vor Beginn der Klausur mitgeteilt. Gleichzeitig wird dem Kandidaten angegeben, welcher Hilfsmittel er sich bedienen darf. Für jede Klausurarbeit wird bis zu 5 Stunden Zeit gewährt.

§ 11

Zulassung zur mündlichen Prüfung

I. Über die Zulassung zur mündlichen Prüfung entscheidet der Vorsitzende des Prüfungsamtes. Wer in zwei Klausurarbeiten nicht ausreichende Leistungen (§ 13 I) erbracht hat, wird zur mündlichen Prüfung nicht zugelassen.
II. Einer beschränkten Anzahl von Studierenden kann vom Vorsitzenden des Prüfungsamtes gestattet werden, bei der mündlichen Prüfung zuzuhören. Falls sich Unzuträglichkeiten ergeben, kann der Vorsitzer des jeweiligen Prüfungsausschusses sämtliche oder einzelne Zuhörer für ein Fach oder für die betreffende Prüfung ausschließen.

Judith und Dr. Peer ad DOKUMENTA

oder

die Unzulänglichkeit des Publikums

Sie standen vor dem Skulpturensaal: Judith, ein Mädchen mit glattem Teint und hübschen Wimpern, freundlichen Sinnes, jedoch energisch, wie die kleine Blitzlampe nebst zugehöriger (mit Colorfilm geladener) Camera auswies, und Dr. Peer (Landeskonservator, 45), ein scharfblickender Junggeselle südländischen Typs, allerdings blauäugig. Ihre Motive zum Besuch der Kunstausstellung waren verschiedener Art, wie der Leser noch bemerken wird. Dr. Peer kannte fast alle ausgestellten Stücke — als Kenner sagt man „Stück" oder „Arbeit" — Judith hingegen kaum ein Kunstwerk. Dr. Peer zog den Katalog aus der Tasche und gab ihn Judith:

„Nehmen Sie ihn, liebes Kind, und gebrauchen Sie ihn weise. Lassen Sie ihn in der Tasche, während Sie die einzelnen Stücke prüfen, wählen Sie sodann aus, was Ihnen zusagt und betrachten Sie die Arbeit genau: Form, Farbe, Aussage etc. Dann erst schlagen Sie im Katalog nach. Und ganz zum Schluß, wenn Sie alles, was Ihnen gefällt, zusammengestellt haben — hier auf der Rückseite dürfen Sie Nummer und Standort notieren, (Dr. Peer war Pedant) — nehmen Sie Ihre Camera und knipsen Sie in Gottes Namen, was ich für überflüssig halte, denn es gibt tadellose Reproduktionen."

„Vielen Dank für den Katalog, aber erstens gibt es nicht von allen Bildern Reproduktionen," erwiderte Judith freundlich, denn sie akzeptierte Dr. Peers überlegenen Geist, „und zweitens ist ein gutes Farbdia besser als die beste Reproduktion."

„Aber Sie können es leider nicht Tag und Nacht an die Wand projizieren," Dr. Peer machte eine entlassende Geste zum Skulpturensaal und entschwand ins erste Stockwerk, wo Chagall hing, den er liebte. —

Judith trat ein und wanderte aufmerksamen Blicks umher. Die äußere Zurüstung der Räume — es handelte sich um den improvisierten Ausbau einer Ruine — gefiel ihr, die rohen, weiß übertünchten Mauern, der rauhe Zementboden, die hohen weißen Plastikvorhänge, die das Tageslicht sanft filterten, die schwarz oder weiß gestrichenen Zwischenwände aus gepreßten Holzfasern, von durchschauendem Licht punktförmig gemustert, das graue Hanfseil, das an Stelle roter Plüschkordeln die Treppen säumte. Es schien ihr, obwohl sie — unsicher im Beurteilen neuerer Kunst — den Vergleich nicht konsequent zu Ende zu denken wagte, daß dieser improvisierte Rahmen den Kunstwerken auf eine zufällige oder absichtsvolle Weise angemessen sei und sich ebenso weit entfernt von dem Anspruch auf Vollendung und Vollkommenheit halte. (Insgeheim sträubte sich jedoch ihr Gefühl gegen diesen Vergleich, das ihr diktierte, Kunst solle schön, wahr und vollkommen, also objektiv und außerhalb unserer sein.)

Was sie jedoch im Skulpturensaal sah und mit tapferer Genauigkeit betrachtete, schien ihr nicht geeignet, um außerhalb unserer als schön und vollkommen aufgerichtet zu werden. Sie bezeichnete den Saal später Dr. Peer gegenüber als Panoptikum des Grauens. Diese verschwollenen Leiber und abgehackten Glieder, diese blanken Rümpfe mit erbsgroßen Köpfen und überdimensionalen Brüsten, diese klaffenden Schenkel, diese entstellten Skelette mit keulenförmigen Händen und Füßen, diese Augen, als Bohrlöcher im Schädel angebracht, diese Ausgeburten menschlicher Alpträume und Wahnvorstellungen weckten in ihr Zweifel an der Gesundheit des Geistes derer, die sie schufen und mit Erstaunen vernahm sie die bewundernden Worte eines Paares vor Henry Moore's „König und Königin", zwei sitzenden Gestalten, die ihr aufrichtiges Grauen einflößten: „Sehen Sie die wundervolle Rückenlinie der Königin, die ausdrucksstarke Haltung des linken Armes . . ." Es schienen freundliche, kluge Menschen zu sein, denn in ihren leisen Stimmen schwang der Ton echter Bewunderung, und Judith, vollends verwirrt, entschloß sich, Dr. Peer trotzdem zu fragen, ob der Künstler das Recht habe, die gleichen grausig verunstalteten Leiber zu schaffen wie Krieg, Hunger, Wahnsinn und Atombomben. —

In den Nebenräumen sah es weit freundlicher und harmloser aus. Das kunsthandwerkliche Element, das unverbindliche Spiel mit der Materie wog vor. An der Decke hingen Schwebekonstruktionen, an den Wänden geometrische Reliefs aus Gips, geometrische Muster und Farbkleckse. „Wie heißt das?", fragte eine Dame. „Die heißen alle Komposition", antwortete ein Herr, der unentwegt seinen Katalog betätigte, „da ham se nix für jewußt".

Im nächsten Raum hing ein merkwürdiges Gebilde aus grünspanbedecktem Metall, Plastisches Element geheißen, wie Judith von einem anderen Nachbarn erfuhr. In eine große Metallfläche war eine eckige, unregelmäßige Spirale geschnitten, die, aus der Ebene herausgezogen, ein lockeres und vibrierendes Etwas ergab, dessen Herstellung — so schien ihr — gewiß mehr physische als inspiratorische Kraft erforderte und das an Spiele erinnerte, wie Kinder sie mit Buntpapier treiben.

Judith wanderte sodann in den anderen Flügel des Gebäudes hinüber — vorbei an der prachtvollen Plastik eines Hundes (von Toni Stadler), den sie seiner strammen Beschränktheit wegen sogleich Pluto taufte — um dort nach Dr. Peers strengen Regeln die Bilder zu betrachten und auszuwählen. Als sie ihre hübschen Wimpern senkte, um eine Nummer zu notieren, murmelte ein Mann im Vorbeigehen: „Schreim Se bei: armer Irrer." Es klang weder aggressiv noch verächtlich, sondern ehrlich bekümmert, ja hilflos. —

Dr. Peer sammelte inzwischen Eindrücke besonderer Art. Nachdem er eine Weile im — leider immer überfüllten — Chagall-Zimmer zugebracht hatte, machte er sich auf, um durch die Räume zu schlendern, sich zu den diskutierenden Gruppen zu gesellen und die Gespräche der Besucherpaare zu belauschen. Denn Menschen gehen immer paarweise in Ausstellungen, es ist ihre einzige Hilfe, um Unbekanntes und Fremdartiges abzuwehren. Dr. Peer hingegen, der kontemplative Konzentration über alles stellte, war dafür, daß der Mensch seinen Mitteilungsdrang bezähme und sich nach innen wende. Aus diesem Grunde verordnete er Judith Alleinsein. (Im Geiste und zärtlich besorgt sah er sie anmutig, gedankenvoll und mit dem ihr eigenen natürlichen Ernst umherwandern.)

Die Ausstellung war ausgezeichnet besucht. Dr. Peer wurde von einem Vordermann, der sinnverloren und abschätzend eine Distanz zwischen sich und Henry Matisse's „Rotem Atelier" legen wollte, unbarmherzig auf die Zehen getreten und prallte beim Zurückweichen gegen volle Busen. Doch Initiatoren, Veranstalter und Künstler hätten kein besseres Echo finden können, ja, die isolierte Position der meisten Künstler schien vorübergehend aufgehoben und ihnen neuer Ansporn durch so z a h l reiche Anteilnahme und Bestätigung gewiß . . . Während Dr. Peer sich dieser milden und optimistischen Stimmung überließ, stieß er gegen den Rücken einer Dame. „Ach! Sie auch hier?" — Ein gelangweiltes Achselzucken: „Man muß ja dagewesen sein." „Ja, man muß es schon gesehen haben . . ." Dr. Peer entfernte sich, denn er kannte das, aber die exaltierte Stimme drang ihm nach: „Haben Sie schon etwas gekauft? Nein?! Ich brauche etwas Rotes für unseren Salon . . ." Nun freilich, morgen würden sie diese kunstwirtschaftliche Messe absolviert haben, auf die Automobilausstellung gehen und dort ebenfalls das neueste Modell erwerben.

Ein anderer Fall interessierte ihn weit mehr: vor Meistermanns„Im Zerreißen" — das er übrigens als eines der bedeutendsten Beispiele abstrakter Kunst einschätzte — scharte sich eine Gruppe, bestehend aus einem schwäbelnden Herrn, Typ Oberlehrer mit durchgeistigtem Antlitz und ringloser Hand, und drei älteren Mädchen, die etwa unter die Rubrik „Endvierzigerin mit Sinn für alles Große und Schöne, Aussteuer vorhanden" fallen dürften. Er interpretierte, sie lauschten. Ein Hocker wurde geholt: „Aber setzen Sie sich doch, Herr Flädle, Sie haben ja soo lange gestanden." Und er setzte sich: „Mei Lieber, des is e Bildle, des Ding do! Des muß mer e Viertelstund anschaue, denn lebt des! Des es scho e großartigs Ding, des do!" — Daneben stand ein junges Paar. Er, in tadellosem Maßanzug, machte eine flotte Handbewegung: „Das kauf ich sofort als Stoffmuster, was meinst du, was ich damit verdiene!"

Zwei Knaben hinwiederum, in Konfirmationsanzügen und mit der Arroganz von Snobs: „Es ist ja alles dasselbe . . ." Und eine Dame, die vor Casoratis Anna-Maria de Lisi stand, äußerte ganz überrascht: „Aber das kann man ja noch erkennen!" Dabei schwang ein wohlwollender Unterton in ihrer Stimme: nett vom Künstler, daß er mich nicht schockieren wollte. Ja, dachte Dr. Peer, sie kommen wohl, aber sie verstehen nicht. Die Situation, in die scheinbar unverständliche Kunstwerke sie bringen, ist ihnen lästig, sie reagieren schon abwehrend, ehe die Bereitschaft zum Kennenlernen, zum Entgegenkommen und Verständnis aufkeimen kann. „Was ist das?" fragte die Dame neben ihm einen freundlichen Pykniker. „Butler, ‚Das Orakel'." „Nein, ich meine Nr. 78!" „Ach, ist doch egal, ist doch alles ein Orakel." Und sein Achselzucken besagte, daß ihm die ganze Veranstaltung nicht mehr als ein Kuriositätenkabinett wert sei.

Aber es gab auch Kenner. Sie standen mit genießerischen Blicken da — junge Leute meist, mit Römerfrisur oder crew cut, und Studentinnen in Cordhosen mit ponytail —, sie legten die Hände an die Schläfen, um die störende Umgebung eines Bildes abzublenden und verblieben breitbeinig und längere Zeit in dieser Haltung. Eine urteilssichere Dame, die gerade die Ausstellung verließ, sagte enthusiastisch: „Siebzig Prozent sind ja zum Wegschmeißen, aber dreißig Prozent sind zum Entzücken!"

Während Dr. Peer dem Café zuschlenderte, welches er als Treffort mit Judith vereinbart hatte, beschäftigte er sich mit dem Urteil, das er vor Bombois' „Le marché à Auxerres", einer gegenständlichen Arbeit, vernommen hatte. Zwei nette alte Frauchen standen davor und eine meinte zaghaft: „. . . das könnte eigentlich schön sein." Dr. Peer schien es, als könne kaum ein anderer Satz die ganze Unsicherheit des schlichten Menschen in Dingen moderner Kunst treffender widerspiegeln. Die Tatsache, das Bilder und Skulpturen, ja die merkwürdigsten kunsthandwerklichen Gebilde zur Ausstellung kamen, also offiziell zugelassen und dadurch wohl auch sanktioniert und legitimiert wurden, mußte den schlichten Verstand aufs Äußerste verwirren. Vielleicht ist nur das Unverständliche wahre Kunst? Die merkwürdigsten Bilder wurden ja auch gekauft, wie die angehefteten Schildchen bewiesen. Man darf also nicht zeigen, daß man es nicht versteht. Man darf nur ganz leise zu seiner Nachbarin sagen, die ja genau so denkt, wie man selbst, daß man ein verständliches Bild eigentlich schön finden könnte, wenn es nicht nach Meinung der Fachleute und Kritiker bestimmt ein Fehlurteil wäre . . .

*

„Haben Sie den roten Schrei des stürzenden Engels und die blaue Dämmerung der Liebe auf dem Gesicht des Jünglings gesehen?" fragte Dr. Peer. „O, ich habe von allen Chagalls Aufnahmen gemacht." „Das wollte ich nicht wissen." „Aber ich will mir den roten Schrei und die blaue Dämmerung noch oft ansehen."

Dr. Peer trank schweigend seinen Kaffee und Judith begann über das „Panoptikum des Grauens" zu sprechen. Als sie ihre Zweifel an der geistigen Gesundheit mancher Künstler äußerte, fuhr Dr. Peer auf: „Was wollen Sie denn: kein Künstler ist normal." „Aber . . ." „Was: Aber!" „Ich meine, der Künstler ist eine Erhöhung des Menschentums, ein Idealbild der Menschheit."

„Es sind arme Menschen, geschlagen von dem Wahn, die inneren Gesichte, die übrigens jeder Mensch hat, gestaltend zu extravertieren. Aber sie sind Könige in ihrem Bereich und wollen mit niemandem tauschen."

„Aber müssen sie denn diese gräßlichen Dinge schaffen und damit beweisen, daß sie den Menschen nicht mehr lieb haben? Kunst . . ." sie suchte nach Worten, „ich meine, Kunst sollte helfen und trösten."

„Das ist Auffassungssache", sagte Dr. Peer, denn er war Intellektueller.

S. Stephens

Der fahrlässige Mensch

Die Stadt ist ein Arsenal möglicher Abenteuer. Sie birgt Winkel und Plätze, in denen das Ich sich gleich ergibt, ohne die Versuchung erst kosten zu können. Freilich, wo der Genuß selbstverständlich ist wie seine Kosten, auf einen kleinen Wink hin schon serviert, bleibt keine Zeit für eine Auswahl. Man nimmt es gelassen zur Kenntnis. Die Freuden sind zahlreicher als die Begierde. Aber schließlich verlockt nur das, was nicht in Griffnähe liegt, was soviel Unvollkommenheit besitzt, daß die Phantasie es erst zusammenstücken muß, um sich an ihm zu erfreuen.

Der fahrlässige Mensch kennt diese Welt nicht, weil seine Abenteuer niemals so weit kommen, ausgeführt zu werden. Er garantiert nicht für prompte Erfüllung. Er genießt die Untätigkeit seiner Hände, die, zu allem bereit, sich in reiner Erwartung verschränken. Von seinen Träumen und Phantasmagorien des Möglichen strapaziert, ist der fahrlässige Mensch niemals darauf aus, mit heilsamer Gewalt seiner Möglichkeit etwas Wirklichkeit abzugewinnen. So bleibt er in jener Unverbindlichkeit stecken, die kommentiert, ohne zu bezweifeln und langweilt, ohne zu verärgern. Es ist eine absurde Methode: sie gibt dem Fahrlässigen die Gelegenheit, von etwas ganz anderem zu reden und gibt dem neuen Gegenstand dazu so viel Charme, daß ein anderer in Versuchung gerät, darüber nachzudenken. Gefehlt. Man kommt nicht auf seine Schliche, da er seine Zuflucht stets zu Ovationen nimmt. Herrlich, prachtvoll, ohnegleichen. Wie es beliebt: und es beliebt. Die Kritik schrumpft zur Resonanz zweitrangiger Begeisterung, denn wo die Wirklichkeit nur der Vorwand eines Traums ist, kommt es zu keiner Entzweiung. Der Verstand, der sich jede Mühe erspart, sich zu bemühen, gibt dem Traumgeschehen nur seine Logik, versagt sich aber die Einsicht, als käme er nicht über die Hürde der Wirklichkeit.

Kein Zweifel: es besteht ein Zusammenhang zwischen der Illusion und dem Schlaf, erwacht man, so glaubt man sich betrogen. Für den fahrlässigen Menschen gibt es den Ernst nur als bösen Wolf in seiner Märchenwelt und nur zuweilen verspürt er ihn, um sein imaginiertes Heldendasein bei einer Niederlage um so mehr zu empfinden. Das Publikum applaudiert ironisch, während er den Spott zur Bewunderung korrigiert. Sein Mißverhältnis zum äußeren Geschehen ist seine Größe, die immer noch so klein ist, daß sie eine Steigerung zuläßt. Schließlich verliert er jeden Geschmack an Ironie — und steht allein mit sich ohne Gegner, Ausschau haltend nach dem großen Coup.

Aber es kommt zu keinem Ende.

Die Stadt ist ein Arsenal möglicher Heldentaten und überfällt den Traumhungrigen mit ihren Genüssen. Der Weg ins Kino, in einen Traumschlund mit sanftroten Sitzen, in denen man vor Schwere und Erstaunen nach unten rutscht, nichts als die Leinwand vor sich und den Hut einer pralinenhungrigen Dame, dieser Weg kostet weniger Überwindung als Geld. Und der Held aller Miniaturhelden im Parkett beginnt sein Filmdasein mit einem gekonnten, aber gerechten Mord, so daß die eingeweihten Zuschauer ihrerseits ihr Leben für die Dauer einer Vorführung verlieren, um es als Held wiederzugewinnen. Er schießt, ficht, liebt und liebt noch einmal, entgeht mit verwegener Miene dem Tod, nicht aber der fahrlässigen Schönheit. Er versichert jedoch mit einem gewinnenden Lächeln, daß das alles nur Vorspiel sei. Die Hauptsache ist bis zum Schluß aufgespart. Karten im Vorverkauf.

Filme sind wohlfeile Delikatessen. Tritt man aus dem Halbdunkel auf die Straße, so regiert noch der Nachhall des Abenteuers den Gang, und erst im Gehen verliert sich das Heldische, von einer plötzlichen Ahnung beschwert, es könnte irgendwo eine Enttäuschung aufwarten.

Die Phantasie schrumpft zur Müdigkeit und die Vorstellungskraft erliegt der Eindeutigkeit und Vielzahl der Genüsse, die unaufgefordert sich aufdrängen. Es gehört ein wenig Armut dazu, die Freude für sich zu gewinnen. Der fahrlässige Mensch verirrt sich auf dem Einsträngigen seines Traumes in sich selbst. Er hat keinen Spaß, weil er nicht verzichtet.

PS. Um mich gegen den Vorwurf zu wappnen, ich sei ein Moralist: ich bin ein Moralist, da jede Kritik eine Korrektur im Hinterhalt hat. Bedenklich ist eine Indifferenz, und schreitet man zur absoluten Polemik, jenes Gezeter gegen alles und gegen sich selbst, freilich noch so gezetert, daß andere dafür bezahlen, so bleibt nur noch der Ausweg in ein Schweigen, das aber noch soviel Hinterhältiges bietet, darüber zu sprechen, daß schließlich die Möglichkeit einer Kritik an der Kritik immer ruchbar bleibt. Deswegen halte ich es mit der Moral, um nicht der Täuschung zu erliegen, es ginge auch anders.

Homunculus

POLEN 1955

Bericht von einer Reise / Von Oscar Strobel

Zu nächtlicher Stunde fuhr der Zug im 80-Kilometertempo durch die märkische Waldlandschaft. Über tausend Besucher aus der Bundesrepublik fuhren nach Warschau um an den Weltfestspielen der Jugend und der Studenten teilzunehmen. Unter ihnen einige westdeutsche Pressevertreter, die diese günstige Gelegenheit zu einer Informationsreise benützten. Kaum hatte man sich auf die lange Nachtfahrt eingerichtet, tauchten schon die ersten, spärlich beleuchteten Stellwerke des Bahnhofs Frankfurt an der Oder auf. Eine Minute später drangen Fetzen deutscher Marschmusik durch das halbgeöffnete Fenster unseres Abteils. Sanft wippten die Schnellzugswagen sich aus, Grenzbahnhof Frankfurt an der Oder. Erdbraune Volkspolizisten, grüngekleidete Grenzpolizisten, bewaffnet mit schweren russischen Maschinenpistolen, Jungen mit weichen, flaumbärtigen Gesichtern, patroullierten auf den Bahnsteigen. Grenzkontrolle durch Volkspolizei und polnisches Militär ohne viel Formalitäten, korrekt, weil die Polizisten nicht viel wissen wollten und die polnische Streife sich mit Beobachtungen begnügte. Wieder spielte die Kapelle der Volkspolizei. Der nervöse Ausdruck gewollter Gelassenheit war noch nicht ganz von den Gesichtern der Reisenden gewichen, rollte der Zug schon zur Oder hinab über die Brücke in die Nacht hinein.

Kunersdorf, polnische Grenzstation am Rande des Oderwaldes, Schlachtfeld aus den Kriegen des Alten Fritz. Mehr als eine halbe Stunde Aufenthalt. Die polnische Miliz gestattet nicht, den Zug zu verlassen. Und weiter rollt der Zug in die Nacht hinein, über die alte Reichsgrenze, kaum eine Stunde später huschen die Lichter von Posen vorbei.

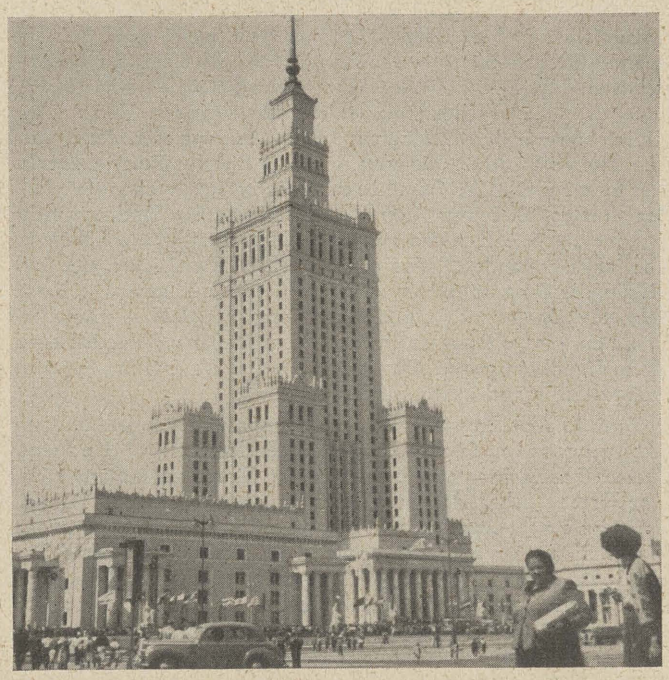
Die Stunden verrinnen, Kutno kommt in Sicht. Wolkenloser Himmel, die Luft flimmert. Der Bahnhof scheint zu schlafen. Nur ein paar Menschen sitzen oder stehen herum. Sind es Bauern, die bereits vom Morgenmarkt zurückkommen, sind es verspätete Arbeiter oder sind es nur Neugierige, die zufällig von den Zügen gehört haben, die Tausende von Ausländern nach Warschau bringen? Niemand scheint es eilig zu haben. Während der wenigen Minuten Aufenthalt kommt es zu einzelnen Gesprächen. Einige Sätze flattern zu uns herüber, Sätze, wie sie der Landser gebraucht hat. Antworten gehen zurück im gleichen Jargon, aber gut gemeint. — „Die Deutschen sind da!“ — Ein paar ältere Frauen kommen zum Zug, wollen für ihre Kinder Süßigkeiten haben. Die Milizsoldaten werden nervös. Manche Polen beginnen zu schimpfen, andere dagegen fragen nach deutschen Zigaretten. Endlich fährt der Zug ab. Zurück bleibt das weißgekalkte Stationsgebäude. Kleiner und kleiner werden die Türme Kutnos, fallen zurück in die Melancholie der weiten Felder, werden schließlich verschluckt vom Dunst des frühen Sommertags.

Das neue Gesicht

Warszawa — Hauptstadt Polens, Sinnbild des neuen, volksdemokratischen Staates. Eine Stadt mit vielen Gesichtern trotz neoklassizistischer Einheitsarchitektur des kommunistischen Regims. Zeugnis der wechselvollen Geschichte der polnischen Nation. Objekt des Hasses zaristischer Bedrücker, nationalsozialistischer Eroberer, Städte der Vernichtung der bürgerlichen Résistance Polens im Jahre 1944. In Warschau hat man noch nicht vergessen, daß die sowjetische 1. ukrainische Armee, die im August 1944 schon die Vorstadt Praga besetzt hatte, untätig zusah, wie die Stadt systematisch ausgeräuchert wurde, duldete, daß die Widerstandsarmee des Generals Bor liquidiert wurde. In Praga, nahe der Weichsel, steht ein Kolossaldenkmal, das die Verbrüderung der polnischen mit der sowjetischen Armee darstellt. Es gibt hier keine Sträuße frischer Blumen wie drüben in der Altstadt. Dort stehen die vielen Votivtafeln, die von den Exekutionen Zeugnis geben. Es waren Kompagnien, Kampfgruppen, ja ganze Bataillone Aufständischer, die an diesen Stellen füsiliert wurden. Warschau wurde eine Totenstadt in jenen Augusttagen des Jahres 1944. Es gibt kein offizielles Denkmal für den Aufstand des polnischen Bürgertums, aber die Ruinen der Stadt sind ein unmißverständliches Mahnmal, werden es noch für viele Jahre sein.

Neuerstanden ist die Altstadt, das Karree schmalbrüstiger Bürgerhäuser, wohlgeordnet um den Marktplatz, den stare miasto. Schwere Holzdecken in den Häusern, dunkelbraun gebeizt wie die Treppen; Cafés im Parterre mit schweren Holzmöbeln und roten Plüschläufern. Rekonstruierter bürgerlicher Geschmack, alles in allem ein Stück wiedererstandener guter alter Zeit, Treffpunkt des übriggebliebenen Bürgertums, verloren in einer Umwelt von Fortschrittsparolen. Nach Norden hin begrenzt die alte Stadtmauer diese Insel der Zufriedenheit, zum Regierungsviertel hin die neue Ost-West-Achse, eine breite Autostraße, geplant und gebaut für den schnellen Durchgangsverkehr, den es erst im bescheidenen Maße gibt. Hart daneben ist die Marienstadt wiedererstanden mit ihrem eigenen Marktplatz, eine andere Kleinstadt in der Großstadt Warschau. Hoch darüber, auf den Hügeln an der Weichselniederung, die Nowy Swiat, eine Prachtstraße aus der Zeit des aufgeklärten Absolutismus. Palais nach französischem Geschmack, unter ihnen die Residenz des Vorsitzenden des Ministerrats, des obersten Repräsentanten des Staates, daneben das Hotel Bristol.

Die meisten Kirchen Warschaus sind wieder aufgebaut. Täglich werden sie von Tausenden gläubiger Menschen besucht, alten in abgetragener Kleidung und jungen in der Uniform des ZMP, der staatlichen Jugendorganisation der Volksrepublik. Man bekennt sich offen als Katholik, denn man weiß, daß die Machthaber es sich heute nicht mehr leisten können oder wollen, einen allgemeinen Kirchenkampf zu führen. Aber Kardinal Wyschinski, der Primas des polnischen Episkopats lebt in Internierungshaft. Der Kirche ist jede politische Tätigkeit untersagt, seitdem sie den Vatikan nicht dazu bewegen konnte, die ehemals deutschen Gebiete kirchenpolitisch nach Polen einzugliedern. Niemand wagt öffentlich den Namen Wyschinski auszusprechen, aber die polnischen Katholiken halten ihrem Kirchenfürsten die



Geschenk der UdSSR: Kulturpalast in Warschau

Treue. Sonntags sind die Kirchen überfüllt. Es ist eine Demonstration der Macht des Mannes, der an einem unbekannten Ort streng bewacht hinter Gefängnismauern lebt. Viel schwerer hat es die protestantische Kirche. Zwar genießt sie formal die gleichen Rechte. In Wirklichkeit aber hat man ihr in Warschau die einzige größere Kirche, die ihr gehört hatte, noch nicht zurückgegeben.

Es ist nicht leicht, Warschaus wahres Gesicht zu erkennen. Vom Bahnhof Gdansk bis zur Innenstadt gibt es nur Trümmer und heruntergekommene Mietskasernen. Papierfähnchen in den Schaufenstern statt frischer Ware, Pferdefuhrwerke auf den Straßen. Alte Wehrmachtsfahrzeuge — das Fabrikat Opel Kadett dominiert — aber auch russische M 20, ein nachgebauter Typ Peugeot, als Taxis. Die Taxipreise sind niedrig. Für 25 Zloty kann man vom einen zum anderen Ende der Stadt fahren. Die Taxiuhren stammen von einer Schwarzwälder Uhrenfabrik, Beutegut aus dem Krieg. Beutegut sind auch viele Straßenbahnwagen. Bis 1945 fuhren sie in Breslau. Die Straßenbahnen sind zu jeder Tageszeit überfüllt. In den Abendstunden hängen die Menschen gleich wilden Bienenschwärmen auf Puffern und Trittbrettern. Die Miliz, die auch die Aufgaben der Verkehrspolizei wahrnimmt, ist machtlos. Aber es geschehen erstaunlich wenig Unglücksfälle trotz Nervosität, Geschrei und Gezeter.

Erst nach Tagen gelingt es dem Reisenden, scheinbar Gegenständliches zu Einheitlichem zusammenzubringen, Tendenzen zu erkennen, Stimmungen aufzuspüren, die unter der Oberfläche des täglichen Lebens liegen, deren Wirkungen aber das Alltagsleben deutlich mitbestimmen. Ganz Polen ist fasziniert vom Wiederaufbau Warschaus. Schon der Zollbeamte an der Grenze schwärmte von den neuen Stuckfassaden Warschaus; der Warschauer wird nicht müde, von den neuen Wohnungen zu sprechen, von denen es, wenn auch nach vielen Jahren, genügend für alle Werktätigen geben soll. Es sind Wohnungen mit Badezimmer und geräumiger Küche. Vor Jahren noch unerschwinglicher Luxus, von dem der kleine Mann nicht zu träumen wagte. Heute wohnt der ausgewählte kleine Mann in der neuen Marszalkowska, der Prachtstraße, die das Regierungsviertel nach Westen begrenzt. Im neuen Zentrum der Stadt, auf dem Stalinplatz, steht der Kulturpalast, ein Wolkenkratzer mit vielen Türmchen und „Zuckerguß“-Verzierung auf dem Dach. Hier ist das Haus der Jugend, ein Sakralbau für alle Fortschrittsfanatiker, innen verschwenderisch mit Marmor ausgestattet. Es gibt hier Sporthallen, Schwimmbäder, Kinosäle, Versammlungs- und Konferenzräume, ein großes Theater und „Aufklärungslokale“, ein Geschenk der Sowjetunion für das polnische Volk. Vierhundert Millionen Zloty hat dieses Haus gekostet. Gebaut haben es polnische Bauarbeiter und Handwerker nach dem Verfahren des Stahlbetonbaus. Viele wollen sich aber über dieses Prunkstück nicht freuen, denn es wurde hier eine Unmenge Material verbaut, das dem Wohnungsbau fehlte, für den die Regierung während des jetzt zu Ende gehenden Fünfjahresplanes vierhundert Millionen Zloty ausgegeben hat.

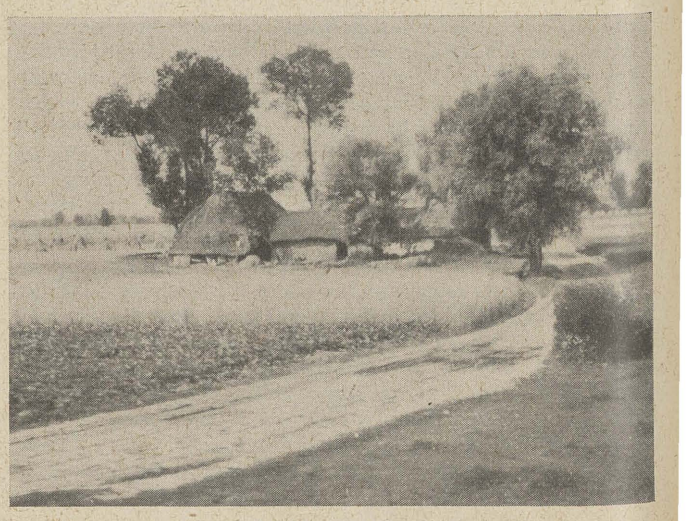
Regierungsgebäude und Wohnhäuser werden nach den herkömmlichen Methoden des Backsteinbaues errichtet. Es fehlt an technischem Hilfsmaterial, an Kränen und Aufzügen, vor allem aber an Baustahl, obwohl Polen als Stahlproduzent im Ostblock an zweiter Stelle steht. Mangel an Stahl ist einer der Grundübel der polnischen Volkswirtschaft. Da er nicht in genügendem Maße zur Verfügung steht, ist die Produktion der Fertigwarenindustrie behindert, ist ein kompliziertes Prioritätssystem erforderlich, das seine Verteilung an die Fabriken regelt. Außerdem muß ein bedeutender Teil der Stahlproduktion in verschiedene Staaten des Ostblocks und nach China exportiert werden, die keine nennenswerte eigene Hüttenindustrie haben.

Sorgenkind Landwirtschaft

Sorgen hat nicht nur der Planungsminister, der im kommenden Fünfjahresplan weniger Investitionsmittel für die Industriealisierung zur Verfügung haben wird als bisher. Der wichtigste Produktionszweig Polens, die Landwirtschaft, hat ihr Plansoll bisher nicht erreichen können. Jetzt soll ihr geholfen werden auf Kosten der Industrialisierung. Die Produktionsmethoden sind rückständig, darüber können verschiedene Musterkolchosen nicht hinwegtäuschen. Es fehlt nicht nur an guten Maschinen; die vorhandenen scheinen nicht rationell eingesetzt zu sein. Der bäuerliche Kleinbesitz ist ohne Flurbereinigung oder Umparzellierung nicht entwicklungsfähig genug. Es hat nicht viel an den Mißständen geändert als man die unzähligen Landpächter zu Eigentümern des Grund und Bodens gemacht hat. Ihr Besitz ist nicht groß genug, um wirklich rentabel zu sein, und ihr Produktionswille ist nicht größer geworden, seitdem staatliche Einkaufskommissionen rigoros nach gehorteten Scheffeln Korn suchen. Mehrproduktion und Rationalisierung sind aber unlöslich gebunden an den allgemeinen und technischen Bildungsstand der breiten Schichten der Bevölkerung. 1939 waren 25 % der Bevölkerung Analphabeten, auf dem Lande war der Anteil entsprechend höher. Heute soll es keine Analphabeten mehr geben, wird von berufenen Stellen immer wieder versichert. Durch die Vermittlung des Lesens, des Schreibens und des Rechnens steigt das Selbstbewußtsein des einzelnen, steigen seine Ansprüche an das Leben, entsteht Zivilisation. Das bedeutet größere Nachfrage nach Konsumgütern, bedeutet aber im gleichen Maße Freiwerden individueller Kräfte, die Produktionssteigerung bewirken.

Der Besucher Warschaus findet ein Volk im Aufbruch. Jung und Alt sind Schüler aus Leidenschaft. Im Büro- und Betriebskollektiv werden Kurse in Maschinenschreiben, Stenografie, kaufmännischem Rechnen und Fremdsprachen abgehalten. Dafür werden oft täglich zwei Stunden geopfert.

Heute gibt es in Polen 86 Hochschulen mit 140 000 Studierenden. Alle Studenten haben Schulgeldfreiheit, 75 Prozent erhalten Stipendien. 70 Prozent aller Studierenden — so steht es in den Statistiken — sind Arbeiter- und Bauernkinder. So bestechend diese Zahlen zunächst auch sein mögen, beweisen sie doch, daß im Vergleich zu 1939 dreieinhalbmal mehr Menschen studieren, kennzeichnen sie aber eindeutig die nationale Erziehungspolitik. Es gibt heute in Polen nicht mehr Universitäten als im Jahre 1939: Warschau, Krakau und Posen; dagegen sind seit 1945 eine große Anzahl Fachschulen gegründet worden. Vor allem technische und pädagogische Schulen, die das Recht haben, ein Diplom



Bauernhaus in der Nähe Kutnos

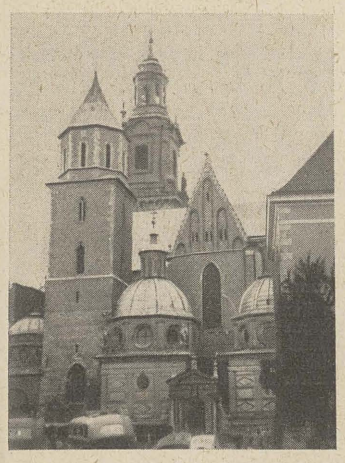
zu verleihen. In allen diesen Schulen ist das Studium der Gesellschaftswissenschaft obligatorisch. Dagegen sind die humanistischen Fachgebiete vernachlässigt oder überhaupt weggelassen. Kenntnisse der lateinischen Sprache zum Beispiel werden nicht verlangt, wahrscheinlich sogar ebenso wenig gewünscht wie Kenntnisse der klassischen, der scholastischen oder idealistischen Philosophie. Besonders

(Fortsetzung Seite 9)

(Fortsetzung von Seite 8)

augenfällig wird dem Besucher die praktizistische Einstellung der Studenten. Mit Bienenfleiß werden die technischen Fortschritte des Westens studiert. Es wird ausgezeichnet über wissenschaftlich-technische Methoden referiert. Manche Aufsätze aus westlichen Fachzeitschriften werden fast auswendig aus dem Gedächtnis zitiert. Deutlicher Mangel besteht aber im Beurteilen, im Präzisieren des eigenen Standpunkts. Oft muß man, um überhaupt zum Verständnis zu kommen, zunächst ein terminologisches Gespräch führen, so zum Beispiel den individualistischen Begriff „Standpunkt" erklären.

Sorgen hat auch die Masse der Bevölkerung. Es sind auch wirtschaftliche Sorgen, obwohl Vollbeschäftigung herrscht. Jeder Arbeitsfähige muß arbeiten, mancher auf berufsfremdem Gebiet. Es mangelt an Facharbeitern, besonders in den technischen Berufen. Der Techniker wird am besten bezahlt. Er verdient soviel, daß er sich bügerlichen Luxus erlauben kann, elegante Kleidung, geschmackvolle Möbel. Der durchschnittliche Arbeiter oder Angestellte dagegen verdient monatlich 1200 bis 1500 Zloty. Das genügt zur Beschaffung der Nahrungsmittel, zur Bezahlung der Miete, die im allgemeinen sehr niedrig ist, reicht aber nicht zur Beschaffung von Kleidung, eines Radioapparates oder einer Uhr. Textilien sind sehr teuer. Ein Anzug mittlerer Qualität kostet rund 2800 Zloty, eine Armbanduhr rund 3000 Zloty, ebenso ein Fotoapparat mittlerer Güte. Kaffee ist teuer, ein kleines Stück Torte nicht unter 9 Zloty zu haben, kostet im Normalfall aber zwischen 15 und 20 Zloty. Gebrauchsgegenstände gehobener Qualität, Textilien oder Schuhe kann man nur dann kaufen, wenn die Betriebe oder Behörden eine zusätzliche Prämie zahlen. Meistens geschieht dies einmal im Jahr.



Kirche auf dem Wavel Krakaus

Interesse an Westdeutschland

Andere Sorgen sind politischer Natur. Mit größtem Interesse verfolgt sogar der kleine Mann in Polen die Entwicklung in der Bundesrepublik Deutschland. Mindestens hundertmal wurde der Besucher gefragt nach der Bedeutung des BHE, warum er sich gespalten habe, nach der Stellung der Landsmannschaften im politischen Leben, nach der Meinung der Bundesregierung zur Oder-Neiße-Linie. Immer wieder war die Austreibung der Deutschen Thema stundenlanger Gespräche, sowohl hinter vier Wänden als auch auf der Straße. Fast einmütig wurden die Grausamkeiten verurteilt, die im Jahre 1945 und später an den Deutschen begangen wurden, gleichzeitig aber auch auf die Schrecken der deutschen Besetzung verwiesen, auf die Massaker beim Warschauer Aufstand, die Niederbrennung des Warschauer Ghettos, auf die deutsche Umsiedlungspolitik in der Provinz Posen. Man möchte daraus dem deutschen Volk heute keinen Vorwurf mehr machen, ja man sprach ausdrücklich von den Grausamkeiten der Faschisten. Dies war nicht nur ein Akt der Höflichkeit. Man wollte auch vom deutschen Besucher bestätigt wissen, daß er unterscheidet zwischen Verbrechern und dem polnischen Volk, das mit den Grausamkeiten der Nachkriegsjahre nichts zu tun haben möchte.

Man kann es sich in Polen nicht leisten, bei der Vergangenheit zu verweilen, so sehr diese Vergangenheit auch geeignet sein mag, nationales Pathos zu entfachen. Kaum eine andere europäische Nation hat im Verlauf der jüngsten Geschichte so viel an hochgeschraubten patriotischen Wunschträumen gehangen, aber auch keine hat so viel nationales Gut verloren, wie die polnische. Der aus der Konkursmasse des ersten Weltkrieges entstandene Staat feierte nationale Triumphe nicht nur gegenüber Deutschland, das schlesische und westpreußische Gebiete an ihn abtreten mußte, sondern vor allem auch gegenüber Rußland, das 1921 in Wilna von ihm zu einem Frieden gezwungen wurde, der Polen weite östliche Gebiete einbrachte. 1939 war dieser Staat am Ende, überrannt von seinen beiden großen Nachbarn und zwischen ihnen aufgeteilt. Gegen Ende des vergangenen Krieges entstand das neue Polen. Es gab kein nennenswertes polnisches Bürgertum mehr, Hitler hatte es in Warschau vernichtet, die Reste der intellektuellen und militärischen Führungsschicht wurden von den Sowjets vernichtet, als sie bei Katyn den größeren Teil des Offizierskorps liquidierten und schließlich alle Polen aus den 1921 annektierten Ostgebieten vertrieben. Diese Menschen, die mit 60 Pfund Gepäck ihre Wohnungen und Höfe verlassen mußten, strömten nach Westen, nach Ostpreußen, Pommern und Schlesien. Es war eine Kettenreaktion von Unrecht und Gewalttätigkeit, deren Nachwirkungen wie ein Alpdruck heute auf dem polnischen Volk

95 Pf. und DM 1,50, mit Lecithin DM 1,80 — In Apotheken und Drogerien

lastet. Darum blickt der Pole immer wieder nach Deutschland, verfolgt jede politische Strömung mit Argwohn, Mißtrauen und Angst. Nur die wiederholten beruhigenden Erklärungen der Machthaber können die Menschen dazu bewegen, in den Westgebieten zu bleiben, und noch heute könnte eine geringe politische Erschütterung eine Massenflucht, ein Zurückströmen auslösen. Darum vor allem hat Polen bis heute von der Politik der Stärke des Ostblocks gelebt, ist es ein Verbündeter der Sowjetunion auf Gedeih und Verderb. Aber diese Freundschaft ist stark strapaziert, einmal durch das sowjetische Verhalten von 1939 und 1944, zum anderen, weil es bisher ohne weitgehende außenpolitische Folgen geblieben ist, denn es gelang nicht, die Zustimmung der Westmächte zur Oder-Neiße-Linie zu erhalten,

Stare Miasto, der Marktplatz Warschaus

es ist sogar nicht einmal möglich gewesen, die traditionell freundschaftlichen Bindungen zu Frankreich und England wiederherzustellen. Dagegen hat man in der Weltöffentlichkeit durch die Gewaltakte gegen die Deutschen viel von jenem moralischen Kredit verscherzt, der dem Lande aus seiner eigenen Leidenszeit erwachsen war. Fast jeder Pole verstummt, wenn man ihn über seine Meinung zum zukünftigen deutsch-polnischen Verhältnis fragt. Auch wenn die jungen Kommunisten die Endgültigkeit der Oder-Neiße-Linie betonen, ist er nicht zu einer öffentlichen Zustimmung zu bewegen. War es nur Höflichkeit gegenüber dem ausländischen Gast?

Was Warschau an Zwiespältigem andeutet, wird in Krakau klarer. Das Polen von heute hat zwei Gesichter. Krakau verkörpert das alte, das prächtige, nationalstolze Polen. Es ist die geistige Metropole polnisch Oberschlesiens. Bis in die jüngste Vergangenheit am Rande des Industriegebiets gelegen, ist es heute in dieses hineingewachsen. Östlich von Krakau, wenige Kilometer vor seinen mittelalterlichen Tortürmen wächst die sozialistische Musterstadt Polens, Nova Huta. Rund dreißigtausend Menschen wohnen bereits jetzt hier, Wohnungen für weitere zehntausend sind im Bau. Überall neoklassizistischer Stil wie in Warschau. Es gibt noch keine fertig gebauten Straßen. Die Fahrzeuge wühlen sich durch metertiefen Morast.

Die Häuser sind noch nicht verputzt, die Fronten roter Ziegelmauern vermitteln den Eindruck einer riesigen Baustelle. Über Schutthalden und durch schmale Pisten müssen die Bewohner gehen, wenn sie die Häuser verlassen, um im staatlichen Handelszentrum Lebensmittel zu kaufen oder zur Arbeitsstätte zu gelangen. Diese neue Stadt lebt vom Hüttenwerk Lenin-Huta, das zusammen mit der Stadt in wenigen Jahren aus dem Boden gestampft wurde. Es ist das größte Hüttenwerk Polens und eines der modernsten in Europa. Die Füllung der beiden Mammutöfen mit Erz, Kalkgestein und Koks erfolgt vollautomatisch. Ein einziger Arbeiter bringt den komplizierten Mechanismus in Gang. Die Sowjetunion hat die technische Ausrüstung des Werks geliefert. Unter Leitung sowjetischer Ingenieure wurde es errstellt. Heute haben Polens junge Ingenieure die Leitung in Händen. Begreiflicherweise sind sie stolz auf ihr Lenin-Huta und dem Besucher besonders dankbar für die Würdigung ihrer Tüchtigkeit, so neu ist ihnen noch ihre Aufgabe und ihre Verantwortung.

Polnische Henneckes aus Oberschlesien

Ihr besonderer Stolz ist das neue große Walzwerk, auch ein weitgehend automatischer Betrieb. Wie auch am Abstich der Öfen arbeiten hier Männer und Frauen. Es sind nicht selten Oberschlesier, aus dem von Polen verwalteten deutschen Teil des Landes. Der Besucher aus der Bundesrepublik war bald von zwanzig bis dreißig Menschen umringt, die nicht müde wurden, Fragen zu stellen. Dabei ging es hauptsächlich um den Lebensstandard des deutschen Facharbeiters. Gibt es Arbeitslose in Westdeutschland, wie die polnischen Zeitungen immer wieder schreiben? Wie teuer ist ein Anzug, ein Motorrad, ein Fotoapparat, eine Uhr usw. Wieviel Stunden muß ein deutscher Arbeiter arbeiten, um sich eines der genannten Dinge kaufen zu können? Aber man war auch an politischen Fragen interessiert, denn fast jeder der Arbeiter hatte privaten Kontakt zu Westdeutschland, hatte einen Verwandten, der 1945 nach dem Westen geflohen war. Der Briefverkehr ist heute wieder möglich, ebenso der Paketverkehr, wenn auch unter starker Beschränkung durch den Zoll.

Man berichtete mir, daß es in Schlesien Gebiete gäbe, die immer noch hauptsächlich von Deutschen bewohnt seien. Nicht nur in Oberschlesien, sondern zum Beispiel auch südlich von Breslau im Waldenburger Gebiet fänden sich Ortschaften, wo mehr deutsch als polnisch gesprochen werde.

Wie wenig die inneren Verhältnisse des schlesischen Gebietes gefestigt sind, war aus vielen Andeutungen zu entnehmen. In den Wochen vor der Genfer Konferenz ging z. B. das Gerücht um, die Großmächte wollten drei Regierungsbezirke Schlesiens an Deutschland zurückgeben. Die

(Fortsetzung Seite 10)

..... erspart
ist so gut wie gewonnen
Friedrich von Schiller

FRANKFURTER SPARKASSE VON 1822
(POLYTECHNISCHE GESELLSCHAFT)
Aelteste, mündelsichere Sparkasse in Frankfurt a. M.
Hauptstelle: Neue Mainzer Straße 49-53
Zweigstellen in allen Stadtteilen · Ruf: Sammel-Nummer 90101
Prämiensparen mit guten Gewinnmöglichkeiten

DeTeWe
DEUTSCHE TELEPHONWERKE UND KABELINDUSTRIE
AKTIENGESELLSCHAFT BERLIN
Technisches Büro · Frankfurt am Main
FERNSPRECH-ANLAGEN JEDER GRÖSSE
STARK- UND SCHWACHSTROMKABEL
UHREN UND SIGNALANLAGEN
FRANKFURT AM MAIN
Dantestraße 7
Fernsprech-Sammel-Nr. 7 31 51

Polen 1955

(Fortsetzung von Seite 9)

polnischen Behörden Breslaus mußten sich beeilen, in den Zeitungen gegenteilige Erklärungen abzugeben. Die Masse der Neusiedler sammelt sich immer wieder in den Städten, wo Militär und Miliz ein gewisses Sicherheitsgefühl geben können und die reale Macht des Staates sichtbar ist. Draußen auf dem Lande geistert Rübezahl, in der Vorstellungswelt ängstlicher Polen nicht selten als deutscher Werwolf.

Allein der Besuch Krakaus wäre eine Reise nach Polen wert. Die Stadt hat den Krieg heil überstanden. Auch heute ruft noch wie schon seit Jahrhunderten vom Turme der Marienkirche zu jeder vollen Stunde ein Trompetensignal über die Stadt. Auf dem rechteckigen großen Marktplatz steht die Tuchhalle, wohl das schönste Bauwerk bürgerlicher Renaissance in Polen. Sie ist noch immer Verkaufshalle der Krakauer Handwerker, die in den Wandelgängen ihre Stände haben, die meist seit Jahrhunderten Familienbesitz sind. Krakau ist aber auch eine Stadt des Barock. Lange Zeit war sie Schnittpunkt deutschen, böhmischen, österreichischen und polnischen Kultureinflusses. In der Kirche des Wawel, des Königsschlosses über den Dächern der Stadt sind die Gräber polnischer Könige. In den Räumen des Schlosses ihre Bildnisse, darunter ein Kolossalgemälde August des Starken, Königs von Polen und Herzogs von Sachsen. Kostbare Möbel aus verschiedenen Jahrhunderten, prachtvolle Teppiche künden von den Glanzzeiten höfischen Lebens, von jener Zeit, wo hier das Schicksal Polens, aber auch das Schicksal deutscher Länder und Böhmen-Mährens bestimmt wurde. Von den Huldigungen bielorussischer und ukrainischer Magnaten und von fürstlichen Jagden berichten die Fresken an den Wänden der Königsgemächer.

In einem Seitenflügel dieses riesigen Schlosses ist der Marienaltar Veit Stoss' aufgestellt. Gerade weil dieser Altar heute in einzelne Gruppen auseinandergenommen ist, wirkt die Hauptgruppe, eine Darstellung der trauernden Mutter Christi, umgeben von den Aposteln, faszinierender, erschütternder, ehrfurchtgebietender denn je. Der Altar ist restauriert, in makellosem Zustand. Demnächst soll er wieder an seinen alten Platz in der Marienkirche zurückgebracht werden.

Die bürgerliche Epoche in der Geschichte der polnischen Nation ist versunken, noch ehe sie recht zum Tragen gekommen war. Die marxistisch denkende neue Führungsschicht des Staates versucht mit jedem Mittel, in wenigen Jahren nicht nur das industrielle Niveau der westeuropäischen Staaten einzuholen, sondern darüber hinaus das gesellschaftliche Gefüge der kapitalistischen Welt zu überflügeln. Es wird von den Menschen erschreckend viel verlangt. Die Arbeitsnormen, die die Warschauer Ministerien aufgestellt haben, müssen nicht nur erfüllt, sondern überboten werden. Es sind Mindestnormen, eine Art Examenspensum. Wer es nicht bewältigt, ist ein degradierter Mensch, kein vollwertiges Mitglied der Intellektuellen-, der Arbeiter- und Bauernklasse. Viel ist bereits erreicht. Neue Gruben wurden im schlesischen Industriekombinat erschlossen, Kraft- und Hüttenwerke wurden erbaut, aber das Werkzeug der nervösen, um ihre Selbstbestätigung ringenden Machthaber ist ein Volk, das im Verlauf seiner jüngsten Vergangenheit sein inneres Gleichgewicht verloren hat, das den alles überragenden Wunsch hat, in Ruhe und Frieden zu leben. Die ältere Generation zehrt von den Erinnerungen an die gute alte Zeit, wo Staatengrenzen noch nicht die Rolle von Zuchthausmauern zugedacht war. Und die Jugend ahnt, daß ihr System und ihr Aufbauwerk, des Schutzes starrer Fronten beraubt, vielleicht schon in naher Zukunft in Konkurrenz mit den Industriemächten des Westens treten muß. Sie weiß, daß dies eine Prüfung sein wird, die alle Möglichkeiten, also auch die des Versagens, enthält.

Zuchthaus

In der allgemeinen geräuschvollen Geschäftigkeit zur Beendigung des Kalten Krieges ist ein Ereignis untergegangen, dessen Schauplatz das Bezirksgericht Rostock war. Am 30. August 1955, also wenige Wochen nach der Genfer Konferenz und mitten in der Campagne der Sowjet-Union zur allgemeinen Entspannung wurden dort fünf Studenten zu hohen Freiheitsstrafen verurteilt. Sie waren schuldig befunden, im Auftrage des englischen Geheimdienstes und der Organisation Gehlen eine Protestaktion der Greifswalder Studenten gegen die Umwandlung ihrer Universität in eine militärärztliche Akademie angeführt zu haben. Zehn und acht Jahre Zuchthaus erhielten die beiden Hauptangeklagten, Gefängnisstrafen die anderen.

Auch dieser Prozeß gehört in die Reihe jener politischen Prozesse, durch die sich die Justiz der sogenannten DDR soviel zweifelhaften Ruhm erworben hat. Man hat die fünf Studenten verurteilt, weil sie letztlich für sich nur ein Recht in Anspruch genommen haben, das in einem freien Staat jedem Staatsbürger garantiert ist. Sie haben eine oppositionelle politische Meinung zum Ausdruck gebracht. Selbst wenn bei den Greifswalder Demonstrationen, die von westlichen Studentenverbänden mit Sympathieerklärungen unterstützt wurden, irgend ein Geheimdienst seine Finger im Spiel gehabt haben sollte, läge die Schuld daran allenfalls beim totalitären System der Pankower Regierung, das keine legale Opposition zuläßt. So wäre es nicht verwunderlich, wenn die fünf verurteilten Studenten bei ihrem Versuch einer Demonstration gegen die Remilitarisierung der sowjetischen Zone in Berührung mit Personen kamen, die ein gefährliches und im allgemeinen wenig sympathisches Geschäft betreiben.

Das „Forum", die Zeitschrift der FDJ für die Studenten, hat, wenn auch mit Verspätung, verhältnismäßig ausführlich über den Rostocker Prozeß berichtet. Die Verurteilten haben gestanden, ihr „Verschulden" eingesehen, haben es bereut, das Urteil angenommen und zudem erklärt, das es gerecht sei. Somit kann mit Recht gesagt werden, daß die Regie geklappt hat, daß alles programmgemäß über die Bretter ging. Nur das „Forum" wollte noch einen zusätzlichen konstruktiven Beitrag zur Wahrung des inneren Friedens im Arbeiter- und Bauernstaat leisten und veröffentlichte einen Brief einer jungen Dame, die anscheinend mit den Vorgängen in Greifswald irgend etwas zu tun gehabt hat. Sie schreibt in kindlicher Sütterlinschrift ihre Gewissenserforschung, ihr Reuegelöbnis und ihre guten Vorsätze. — Psychologische Erpressung ist ja seit den großen Schauprozessen der ersten Nachkriegsjahre zum festen Bestandteil der volksdemokratischen Justiz geworden.

Es gibt in der langen, schaurigen Geschichte der Sowjet-Prozesse kaum einen Fall, wo die Angeklagten nicht „sich selbst" gerichtet hätten, so daß die Richter nur „humanerweise" dem Sühneverlangen der Beschuldigten nachzugeben brauchten. Es sind Triumphe der psychischen Liquidation der Opfer, diabolische Erfolge der negativen psychologischen Methode, Wahrheit in Unwahrheit und Lüge in Scheinwahrheit zu verwandeln.

Der Rostocker Prozeß hat nicht seine tiefere Bedeutung in der Vernichtung eines sogenannten Agentennestes, sondern er ist als eine unmißverständliche Warnung an alle Bürger des Pankower Staats aufzufassen, die Gegner einer sowjetdeutschen Armee sind.

Zur Zeit ist ein lebhafter studentischer Reiseverkehr im Gange. Delegationen aus Mitteldeutschland, ihre Mitglieder sind meist Paradepferde der FDJ, besuchen die Universitäten der Bundesrepublik. Studenten aus der Bundesrepublik fuhren in die DDR, eine Frankfurter Gruppe zum Beispiel nach Halle, andere werden in Zukunft fahren. Die Besucher von „drüben" haben sich bisher immer von ihrer besten Seite gezeigt. Sie waren höflich, konziliant und entgegenkommend, gaben sich bürgerlich seriös.

Es war ihnen sehr daran gelegen, ihren guten Willen zur Verständigung unter Beweis zu stellen und immer wieder zu betonen, daß man sich längst nicht soweit auseinandergelebt habe, wie es zunächst erscheine. Nichts würde aber ihren guten Willen besser demonstrieren, als ein mutiger Appell an die Regierung, auf politische Prozesse wenigstens für eine begrenzte Zeit zu verzichten. Eine solche Bitte der FDJ hätte Gewicht genug, um den Ministerrat mit der Angelegenheit zu befassen, zumal der hochpolitische Gehalt dieser Angelegenheit den juristischen bei weitem übertrifft.

Eine andere unmißverständliche Tat wäre eine umfassende Amnestie für alle politischen Vergehen und die unverzügliche Freilassung der politischen Häftlinge. Das wäre ein revolutionärer Akt und zugleich eine Probe auf die These Bulganins, daß die mitteldeutsche Bevölkerung unerschütterlich zum einheitssozialistischen Regime stehe. Die Sowjet-Union selbst ist eben dabei, militärische und politische Gefangene freizulassen. Außerdem hat sie allen jenen Personen, die während der Kriegs- und Nachkriegszeit aus politischen Gründen emigriert sind, Straffreiheit angeboten. Polen und andere Ostblockstaaten haben ähnliches getan. Offensichtlich haben diese Staaten begonnen, in der Gerümpelkammer des Kalten Krieges aufzuräumen. Solange jedoch die DDR ihrem Beispiel nicht folgt, sollte man höflich aber bestimmt ihre Funktionäre über die Zonengrenze zurückkomplimentieren.

O. Baltshaus

The British Centre
„Die Brücke"
Frankfurt a. M., Kaiserstraße 48
Tel. 3 22 86 u. 3 37 94

British Centre ist eine Einrichtung zur Förderung kultureller und geistiger Beziehungen zwischen Großbritannien und Deutschland. Es umfaßt Bibliothek, Lesesaal, Vortrags- und Kinosaal.

Monatsprogramm Oktober 1955

Vortrag:

Dienstag, den 18. Oktober 1955, 20 Uhr, Filmvortrag, deutsch, Ruth Körner, Wien, **„Schottland".**

Schallplattenabend:

Freitag, den 28. Oktober 1955, 20 Uhr, Herr Dr. W. Lipphardt spricht über **„Musikgeschichte des frühen Mittelalters"** zu Liedern und Kompositionen in auserlesener Wiedergabe.

Sonderfilmvorführung:

Donnerstag, den 20. Oktober 1955, 19.30 Uhr, ein dokumentarischer Filmbericht über **„Eine Reise nach den Seychellen",** aufgenommen im Indischen Ozean im Auftrage der Shell-AG.

Konzert:

Voranzeige. Dienstag, den 1. November 1955, 20 Uhr, **Klavierabend,** Miss Eiluned Davies, London, bringt Werke von Scarlatti, Beethoven, Liszt, Chopin, D. Jones, D. Wynne, M. Roberts und D. Apivor zu Gehör.

Filmvorführungen:

10. 10.—15. 10. 55 Conquest of Everest. Die Erstbesteigung des Mount Everest durch Sir E. Hillary und Scherpa Tensing.
17. 10.—22. 10. 55 Sport der Könige. Pferderennsport in England. **Englands Volkssport Fußball.** Ein Film von der Volkstümlichkeit des Fußballs.

24. 10.—29. 10. 55 Wild Life in Uganda. Bilder aus dem britischen Protektorat in Ostafrika. **Hand in Hand.** Enge Zusammenarbeit zwischen britischer Verwaltung und den Eingeborenen.

Men of Africa. Ein Streifen aus Kanada, Tanganyika und Uganda.
31. 10.— 5. 11. 55. Malaia — gestern und heute. Über die sozialen Spannungen in Malaia. **Mutterland und Kolonien.** Die Zusammenarbeit der britischen Völkerfamilie. **In the South Seas.** Australische Wissenschaftler und Ärzte als Helfer auf den Trobrian-Inseln.

Vorführungszeiten:

Montag bis Freitag 14.00, 15.30 und 17.15 Uhr, Samstag nur 14.00 und 15.00 Uhr.

Für Schulen und Vereine Sondervorführungen des jeweiligen Wochenprogramms nach vorheriger fernmündlicher Vereinbarung (Telefon 3 37 94).

Hinweise zu den obigen Veranstaltungen:

Frau Ruth Körner ist uns bereits bekannt durch ihren Kanada-Vortrag vom 13. Dezember 1954. Auf mehreren Fahrten durchstreifte sie Schottland. Sie sah Thurso. Wick, die großen Städte, das Hochland und die westlichen Inseln. Sie ist gewohnt mit offenem Herzen und offenen Augen zu reisen, und so verspricht auch ihre Schilderung Schottlands am 18. Oktober lebensnah und lebendig zu sein. **Herr Dr. W. Lipphardt** spricht unter Zugrundelegung des Werkes "The History of Music in Sound" der Oxford University Press zu Schallplatten über mittelalterliche Musik. Der erste Abend am 28. Oktober 1955, 20 Uhr, wird dem „frühen Mittelalter" gewidmet sein.

Regelmäßige Veranstaltungen:

Verse Drama Reading
Mittwoch, den 5. Oktober 1955, 20 Uhr:
Mittwoch, den 19. Oktober 1955, 20 Uhr:
Auden & Isherwood: **„The Ascent of F 6".**

Es gilt, die knappe Studienzeit voll zu nützen und dem Fachstudium durch das

Studium universale

den richtigen Sinn zu geben. Eine Zeitung, die in idealer Weise allen Ansprüchen gerecht wird, die ein Akademiker mit Recht an den modernen Journalismus stellt, ist die

Verlangen Sie bitte kostenlose Probenummern vom Verlag: Stuttgart, Silberburgstraße 193, oder von unserem dortigen Beauftragten - siehe Aushang

Monatlicher Vorzugspreis für Studierende DM 2.90

Deutsche Zeitung und Wirtschafts Zeitung

DAS BLATT DER ANSPRUCHSVOLLEN LESER

Die Buchhandlung für den Mediziner

JOHANNES ALT

Fachbuchhandlung und Antiquariat für Medizin und Naturwissenschaften

FRANKFURT A. M.-SÜD 10
Gartenstraße 134 · Telefon 61993

Jetzt wieder in den erweiterten Geschäftsräumen Gartenstr. 134 Haltestelle Hippodrom, in der Nähe der Universitätskliniken

Mit Millionen von Wettfreunden ständig im Dienste des Sports

HESSEN-TOTO
IM WEST-SÜD-BLOCK

Tant de bruit (pour une omelette)

Einer unserer Volkskundler stellt Material aus Sagen, Märchen und Brauchtum über die Beziehungen zwischen Mann und Frau zusammen. So weit, so gut. Doch wozu die Übertreibung, daß die Ehe zu „einem der waghalsigsten Experimente, die je der Mensch in seinem Menschsein versuchte", gestempelt wird? Hier fehlt doch die ganze andere Hälfte der Wahrheit, daß die Geschlechter beide einander zur Ergänzung ihres Menschseins suchen. Das ist mindestens genauso aufregend.

Das Ganze ist an sich gut lesbar, obwohl es manchmal lästig ist, lateinische, französische, englische, mitteldeutsche und gar dänische Originalzitate verdauen zu müssen und sich der Verfasser an sprachlichen Eigenbrödeleien wie „jenseitige — hübigte", „gillachend" oder dem Komparativ „böser" erfreut.

Aber: die folkloristischen Ergebnisse werden in einen theoretischen Überbau wie in ein Prokrustesbett gepreßt. Zunächst feiert der alte Bachofen fröhliche Urstände, wenn Weiberzeit und Männerzeit gegenübergestellt werden. Sodann wird eine „saeterehe" mit viehbäuerlicher Wirtschaftsform kreiert, gefolgt von einer getreidebäuerlichen „Hofehe". Den Abschluß bildet die „freie Ehe" mit der Emanzipation der Frau. In der Einleitung wird Kinseys abenteuerliche Orgasmus-Theorie bemüht. Eine Kenntnis von Margaret Mead vermißt man leider.

Hätte sich der Verfasser damit begnügt, das verschiedenartige volkskundliche Material über die Beziehungen der Geschlechter zusammenzustellen und wie Frazer irgendeine Theorie als die „Haken" zu verwenden, an denen die unterschiedlichen Mythen und Praktiken zum Zwecke der Darstellung aufgehängt werden, wäre sein Buch in der gegenwärtigen Debatte willkommen gewesen. So aber befrachtet Peuckert die Diskussion zusätzlich mit Theoremen — wie genitaler Physiologie, Rasse- und Kulturkreis und ökonomischer Wirtschaftsordnung, die ihrerseits bereits problemträchtig genug sind —, mit dem Ziele, geschichtlich aufeinanderfolgende Phasen und Epochen für das Verhältnis Mann — Weib aufzuzeigen: „Die abendländische Welt war also einmal deutlich zweigeteilt: der weiblich gerichteten des Ostmittelmeeres stand die nördlichere gegenüber, die männlich bestimmt war und sich jener weiblichen widersetzte. Das große historische Drama . . . ist der Aufprall männlicher Völker auf die alte mütterliche Welt."

Eine derartige versuchte Historisierung kann natürlich innerhalb der Beweismöglichkeiten der ahistorischen Volkskunde ebensowenig gut gehen, wie etwa der Versuch, die Absolutheit des Christentum mittels einer vergleichenden Religionsgeschichte erweisen zu wollen.

. . . et peperitur ridiculus mus auf der letzten Seite: „der Mensch ist unfrei, soweit die Gebundenheiten seines Daseins reichen und er in ihnen lebt, soweit die Weltanschauung und die Sittlichkeiten (sic!) seines Daseins gelten und in ihnen seine Ehe — der Mensch ist aber frei, sobald er absterbende und verknöchernde Gebundenheit überwindet."

Vor 435 Jahren wurde zu dieser Frage der Freiheit schon einmal Besseres und Tieferes gesagt. Es findet sich gleich im Anfang von Luthers Schrift über die Freiheit eines Christenmenschen. (Das Lutherzitat S. 335 bezieht sich natürlich auf das sog. Apostolicum und nicht auf das Nicaenum!) Was Peuckert unter Freiheit versteht, kann folgender Abschnitt illustrieren: „Es ist ein reicheres, den natürlichen Gegebenheiten doch wohl näheres Leben, das in den ehelichen Verhältnissen der Viehbauern sichtbar wird, ein Leben, das beiden Partnern eine große Freiheit gibt, nicht nur die Freiheit, mehr als eine und stets nur dieselbe Frau im Arme zu haben, nicht nur die Freiheit, welche über dem Tale und den Wäldern gilt und die den hohen Weiten und den Almen und den Wolken zugehört, nicht nur die Freiheit, schweifen zu dürfen, wie die Herde selber schweift, sondern auch die, aus einem vorhandenen Verhältnis in ein anderes einzutreten, und die, ein allmählich überdrüssig gewordenes ohne weiteres Zögern aufzulösen; das aber gilt — wie für den Mann und Bauern — auch für seine Nebenfrau."

So etwas heute bei uns in Westdeutschland als Universitätslehrer zu schreiben, gehört allerdings „zu einem der waghalsigsten Experimente", vor allem dann, wenn man wähnt, diese viehisch schweifende Freiheit unter dem Titel „Ehe" einbeziehen zu können.

H. Hunger

Wissenschaftliche Buchhandlung

Josef Hilfrich

die Buchhandlung des Studenten

Während der Aufbauarbeiten an der Bockenheimer Warte **Rathenauplatz 5** (Drei Hasen) **II. Stock**

15% Ermäßigung auf ASTA-Berechtigungsschein

Zeitschriftenschau

Wir empfehlen unseren Lesern folgende Zeitschriftenartikel zur Lektüre:

Politik

Die sowjetische Weltanschauungen und die Wissenschaften
Iring Fetscher in Deutsche Universitätszeitung 1955, Heft 11, 12, 13

Das zweite Yalta
Ruth Fischer in Frankfurter Hefte 1955, Heft 9

Diplomatie — offen oder geheim
Ludwig F. Freund in Deutsche Universitätszeitung 1955 Heft 15/16

Kirche und Arbeiterschaft
Karl Griewank in Deutsche Universitätszeitung 1955, Heft 15/16

Der Wohlfahrtsstaat im Kreuzfeuer der Kritik
Wilhelm Röpke in Universitas 1955, Heft 9

Wissenschaft

Das Menschenbild in der heutigen Philosophie
Walther Brüning in Universitas 1955, Heft 8

Wissenschaft, Mythos und Neues Testament
Hedwig Conrad-Martius in Hochland 1955, Heft 1

Der Begriff der Zeit in der neueren Kunst und Wissenschaft
Arnold Hauser in Merkur 1955, Heft 9

Albert Einsteins wissenschaftliches Werk
Werner Heisenberg in Universitas 1955, Heft 9

Die Zeit in der Begriffswelt des Physikers
Friedrich Hund in Studium generale 1955, Heft 8

Das Ärgernis des Denkens
Helmuth Plessner in Deutsche Universitätszeitung 1955, Heft 15/16

C. G. Jung
Max Rychner in Frankfurter Hefte 1955, Heft 9

Die psychologische Wirkungen des Fernsehens
John E. Steinbeck in Universitas 1955, Heft 8

Sinn und Widersinn der Wissenschaft
Wilhelm Weischedel in Deutsche Universitätszeitung 1955, Heft 17/18

Kultur

Das Kunsterlebnis in unserer Zeit
Ludwig Curtius in Universitas 1955, Heft 7

Tizian und Tintoretto — eine Epochenwende
Willi Drost in Universitas 1955, Heft 9

Wilhelm von Humboldt und die deutsche Universität
Eberhard Kessel in Studium generale 1955, Heft 7

Zur Biographie von Gedichten
K. Krolow, H. E. Holthusen, H. Heckmann, W. Höllerer in Akzente 1955, Heft 4

Der soziale Aspekt des zeitgenössischen Atheismus
Jean-Marie Le Blond in Dokumente 1955, Heft 4

Ernst Pentzoldt zum Abschied
Thomas Mann in Akzente 1955, Heft 4

Sind die Studenten am Studium Generale interessiert?
Wilhelm Josef Revers in Studium generale 1955, Heft 7

Anette Kolb
Luise Rinser in Frankfurter Hefte 1955, Heft 9

Student Personnel Work
Kurt Wittig in Studium generale 1955, Heft 7

Schwarz – Münster – Paderborn

„Schwarz — schwärzer — am schwärzesten"? — Falsch ist das nicht, treffender aber ist, wie man mir vor kurzem klar machte, die Steigerungsform „Schwarz — Münster — Paderborn".

In diesem Superlativ Paderborn also, fand der 9. Katholische Deutsche Studententag statt unter dem für eine dreitägige Tagung nicht gerade bescheidenen Thema: „Die Bewältigung unserer Zeit". „Christliche Planung" hieß eines der drei Hauptreferate und diese Ankündigung provozierte die Frage: „Glaubt man denn wirklich unsere Zeit ‚christlich zu bewältigen' durch christliche Planung und Organisation? Und ausgerechnet in dem Städtchen Paderborn, wo es zum guten Ton gehört, die Kirchen zu bevölkern! In der Hast und dem Getriebe einer Industriestadt hätten die Teilnehmer wenigstens gleich vor Augen gehabt, auf was sie sich da einlassen, wenn sie nicht nur während einer Predigt an christliche Nächstenliebe denken, sondern sie im Alltag verwirklichen wollen. Denn stets und in allem aus tätiger Liebe zu handeln, das ist doch wohl die ‚Christliche Bewältigung' der Zeit. Und das ist Lebensaufgabe jedes einzelnen, nicht aber Ergebnis einer Tagung."

Viele fragten sich so, dachten an den modernen Tagungsfimmel mit all seinem Leerlauf und kamen nur zögernd und skeptisch nach Paderborn. Doch bereits bei dem ersten Hauptreferat, in dem der Wiener Historiker und Publizist Prof. Friedrich Heer über „Christliche Selbstkritik" sprach, stellten sie erleichtert fest, daß gerade sie für ihre Fragen hier auf dem Studententag eifrige Wortführer gefunden hatten. Diesen Eindruck vertieften noch die Vorträge von P. Dr. Mario v. Galli, S. J., Zürich, zu dem Thema „Christliche Planung" und von Studentenpfarrer Ottmar Dessauer, Frankfurt, über „Christliche Verwirklichung". Diese beiden Referenten versuchten, nunmehr den Blick auf die Pläne Gottes zu lenken und einige Anregungen für christliches Handeln zu geben.

Der Gott der Christen wird für viele uninteressant, weil die Christen uninteressant sind. Die meisten sind innerlich unfromm und ungläubig, in ihrer äußeren Aktivität aber um so aggressiver. Ihrem überkommenen Christentum echtes Leben zu geben, gelingt ihnen nicht. So meinte Prof. Heer und griff vier Hauptvorwürfe auf, die heute den Christen gemacht werden:

„Ihr Christen interessiert Euch nicht für die Wirklichkeit; wenn es irgendwo gilt zuzugreifen, verschanzt Ihr Euch hinter Ideologien!

Ihr Christen wagt nicht, die Wahrheit zu suchen!

Euer Christentum reicht ja gar nicht bis in die Gene; Ihr bringt es nicht fertig, Euch von Grund auf zu wandeln!

Ihr Christen wagt die Liebe nicht. Ihr versteht nichts von der Liebe, deshalb denunziert Ihr die Freude!"

Damit waren Dinge beim Namen genannt, die heute nicht wenige Katholiken bewegen. Wie oft muß man sich das sagen lassen: „Ihr wagt ja gar nicht, die Wahrheit zu suchen." —

Vielfach wird nicht nach der Wahrheit gesucht, um sich ihrer Verbindlichkeit zu entziehen. Darum geht es hier aber nicht.

Bevorzugt wird heute, um der Frage nach der Wahrheit auszuweichen, eine Art „produktiven Mißtrauens" jeglichen Erkenntnissen, Urteilen und Handlungen gegenüber, wie es auch an unserer Universität gedeiht und hoch in Ehren steht. Es zeigt sich, daß die, die alles bezweifeln, es sich genauso leicht machen wie diejenigen, die alles leichtfertig annehmen und glauben. Beide ersparen sich in gleicher Weise die Mühe, den Dingen wirklich auf den Grund zu gehen.

Hier aber geht es um etwas anderes. Die Leute, von denen die Rede ist, benehmen sich ganz ähnlich wie Agenten für ein Reisebüro: „Kommen Sie doch zu uns", sagen sie etwa, „wir stellen laufend Gesellschaftsfahrten zusammen. Nach angenehmer Reise — natürlich in bequemen, modernen Autobussen — erreichen Sie wohlbehalten ihr Ziel „Besseres Jenseits". Wir erledigen alles für Sie, Sie haben selbst gar keine Mühe . . ."

Die Christen, von denen hier gesprochen wird, sind nicht wirklich fromm und gläubig und gottvertrauend und suchen daher Sicherheit im konfessionellen Apparat. Sie bekennen sich zum Katholizismus wie zu einer mächtigen Bürgerpartei, aber echtes Kirchenbewußtsein als einer Gemeinschaft der Beter fehlt hier. Ihr missionarischer Drang ist nicht Liebe zum Mitmenschen, sondern Streben nach Selbstbehauptung. Wie kommt es aber, daß sie eine so große Rolle spielen und vielfach die anderen, die stärkeren inneren Spannungen ausgesetzt sind und die ihre Fragen redlicher durchstehen, an die Wand drücken?

Es mag wohl so sein: Generationenlang mußte die Kirche ihre Glaubenswahrheiten gegen Irrlehren und Abtrünnige verteidigen. Sie hat Mauern um sich gebaut und Schutzgerüste aufgerichtet, an denen die Gläubigen Halt finden sollten. So wurden die „Manager der Angst" (Heer) und die „Kirchenpolizei" (Galli) mächtig, die Wahrheitssucher aber in die Studierstuben geschickt. Die Angst der Verwalter breitete sich aus. Typisch dafür ist schon der Anfang manches bischöflichen Schreibens, das heute von den Kanzeln verlesen wird. „In banger Sorge müssen wir feststellen . . ." bekommt man da immer wieder zu hören, und es könnte doch so schön heißen: „Im Vertrauen auf Gottes Führung und in der Gewißheit, daß er, der weiter und klarer sieht als wir, unsere Schwierigkeiten kennt und uns beisteht . . .". Solche Worte hört man fast nie, und dabei hätten doch gerade die Christen wirklich allen Grund zu einem hemmungslosen Optimismus.

Halloo-Wach gegen Müdigkeit

AMOL ·WERK HAMBURG · IN APOTHEKEN UND DROGERIEN · 0,90 DM.

„Man muß den Mut zu einer kleinen Häresie haben", sagte mir einmal ein Jesuitenpater und formulierte damit etwas polemisch genau das, worum es hier geht. Man muß sich selbst mit seinen Fragen abplagen, muß sich selbst daranmachen, hinter die Dinge zu kommen, auch auf die Gefahr hin, daß man sich dabei einmal in eine Sackgasse verrennt. Dazu muß man den Mut haben und das gläubige Vertrauen, daß man schließlich doch das Richtige finden wird. Nur so ist es überhaupt möglich, in die Wahrheiten der Kirche einzudringen, andernfalls werden sie übernommen ohne innerlich vollzogen zu sein.

Wenn wir diesen Weg gehen, werden wir auch gelassen sein und offenherzig für jeden. Dann bringen wir es fertig, die ernsten Vorwürfe und Fragen, die an uns gerichtet werden, nicht nur mit Religionsstunden-Wissen und Tugendkatalogen zu beantworten und keine Patentlösungen anzubieten. Dann zeigt unser ganzes Verhalten, daß wir mit den gleichen Fragen wie die anderen belastet sind, zeigt aber auch, wie wir sie lösen. Dann gelingt es uns auch, uns der blinden Hast unserer Zeit zu entziehen und uns wieder geduldig den kleinen Wachstumsprozessen zu widmen.

Hans Lehmann-Dronke

„Große Fahrt mit kleinen Kosten im Typ 180 D"

„Was sind schon weite Strecken für den Besitzer eines Mercedes-Benz. Fahrtkosten werden bei diesem eleganten Gebrauchswagen auch nach der Diesel-Preiserhöhung klein geschrieben. Selbst dann reisen 5 Personen in dem bequemen Typ 180 D beispielsweise für nur je DM 6,10 von Hamburg nach Basel. Und Sie genießen dabei die Annehmlichkeiten des gediegenen Raum- und Fahrkomforts eines Merc.-Benz. In einem 180 Diesel haben Sie die Freude an jeder Fahrt — und an den kleinen Kosten." (Auszug aus der Zeitschrift ADAC Motorwelt S. 571 Heft 8/1955)

Das **AUTO-REISE-STUDIO**

Frankfurt/Main **Telefon 3 31 25**

hält für Sie diese Annehmlichkeiten bereit, bis Sie selbst einen Wagen besitzen.

Nr.	Wagentyp	Tagessatz	Urlaubssatz	km-Preis	Vers.	Radio
1.	Mercedes 180 D	DM 30,–	DM 25,–	DM 0,10	4,–	1,–
2.	Mercedes 170 Da	DM 25,–	DM 20,–	DM 0,01	3,50	1,–
3.	VW Exp. m. Sch.	DM 25,–	DM 20,–	DM 0,01	3,–	1,–
4.	VW Exp. Lim.	DM 20,–	DM 15,–	DM 0,01	3,–	—
5.	VW Exp. St. Getr.	DM 15,–	DM 12,–	DM 0,01	3,–	—

Brücken ins Nichts

Brücken über das schwarze Meer,
voller Lichter und Flammen.
Wir sind geblendet,
gehen über wankende Bretterbohlen hin,
zuversichtlich, voll Hoffnung.
Es gibt kein Zurück.
Sehen das Licht, das Glück und die Helle,
wippende, lockende Brüste,
Reichtum,
großen Verdienst.
Lauter, schneller,
Sehnsucht eilt uns voraus.
Wir wollen stoppen, wollen zurück.
Unser Pulsschlag ist schneller.

H. K. Bingel

CAMPING

von Günter Friedrichs

Des Knaben Beine steckten weitgespreizt im Sand. Seine Hose war aus weißer Seide. Sie reichte bis zu den Knöcheln. Aus dem Kragen seiner weißen Bluse lockte eine bunte Fliege. Seine schmalen Hände hielten ein metallenes Kästchen mit numerierten Knöpfen. Die Nummern reichten von eins bis zehn.

Drei Meter über dem Knaben kreiste ein Flugzeug. Es war fünfundzwanzig Zentimeter lang. Unter den Tragflächen klebten Düsen. Sie spuckten grüne Flammen.

Der Knabe drückte auf Knopf Nummer acht. Das Flugzeug stellte sich heulend auf den Schwanz. Es drehte einen Looping. Dann raste es im Sturzflug auf den Knaben. Es flog durch seine gespreizten Beine. Hinter dem Knaben stieg es senkrecht in die Höhe.

Der Knabe warf das metallene Kästchen in den Sand. Langsam ging er zu dem Lautsprecher. Der stand zwischen der Straße und der Küste. Die Straße trennte das Dorf vom Lido. Wagen glitten lautlos über ihren weißen Beton, die Verdecke weit geöffnet.

Um den Lautsprecher standen dürre Palmen. Kein Luftzug bewegte ihre Blätter. Einige achtzig Menschen lungerten herum. Die Hosen der Männer hatten kantige Falten. Ihre braungebrannten Gesichter leuchteten aus dem grellen Weiß ihrer Kleider. Die Frauen hatten Tücher um ihre Körper gelegt. Gelbe, rote und grüne. An ihren Brüsten baumelten goldene Trotteln.

Der Lautsprecher saß auf einer schmalen Stange. Sein Kopf war rund und dick. In der Mitte der Stange hing eine dreieckige Uhr. Der kleine Zeiger wies auf drei. Der große zeigte zwölf.

Der Knabe stellte sich vor den Lautsprecher. Eine helle Stimme sagte: „Liebe Campingfreunde. Es ist wieder so weit. Die Hilfsstation unseres Dorfes bringt für Euch, wie zu jeder vollen Stunde, den Schlager des Tages."

Eine Trommel sagte es stotternd. Eine Trompete sang es hell. Eine Frau flüsterte es weich:

„Leben ist Blut, Leben ist schön, Leben ist Sehen, Leben ist gut . . ."

Männer und Frauen gerieten in Bewegung. Ihre nackten Füße stampften in den Sand. Hände schlugen platt aufeinander. Rote Fingernägel leuchteten wie Sonnen. Träge Stimmen sangen.

Eine Puppe lag vergessen auf den Armen eines Mädchens. Die Puppe saugte in mechanischen Zügen Milch aus der Flasche. Ihre gläsernen Augen gierten. Der Knabe trat zu dem Mädchen. Er warf Puppe und Flasche in den Sand. Das Mädchen tanzte mit dem Knaben.

Der Lautsprecher schwieg. Schweigend verharrte die Menge. Das Mädchen kicherte. Der Knabe lief fort. Seine Füße zogen winzige Furchen in den heißen Sand.

„A!" rief eine müde Stimme. Der Knabe kürzte seine Schritte. Er wandte sich um und schüttelte den Kopf. Dann ging er weiter. Dem Meere entgegen.

Auf dem grünen Wasser sangen weiße Kronen. Segel klebten darauf. Der Knabe lief den feuchten Strand hinunter. Eine Welle kam ihm entgegen. Sie durchnäßte seine Hose. Der Knabe lief einige Schritte zurück. Er legte sich in den nassen Sand. Neue Wellen kamen. Sie spülten über ihn hin. Dann sprang er auf. Lachend rannte er über den Lido.

Vor einem Zelt blieb er stehen. Ein Mann und eine Frau räkelten sich auf einem dicken Teppich. Der Knabe schüttelte sich. Wassertropfen spritzten.

„A", sagte der Mann „Du sollst doch ein Spielzeug nicht im Sand liegen lassen. Wenn Du es nicht mehr magst, dann wirf es in das Meer oder in den Trichter. Die anderen Kinder tun das auch."

„Aber mein Vier-null-sechs-fünf", sagte die Frau, „bitte sei nicht so streng mit unserem lieben A. Er ist doch erst sieben Jahre alt."

Die Frau richtete sich träge auf. Vorsichtig zog sie den nassen Knaben an sich. Sie küßte ihn auf die Nase. „Siehst Du, Vier-null-sechs-fünf, jetzt weint unser guter A. Das ist traurig. Die Welt ist doch schön. Die Menschen sind doch gut. Und unser A muß weinen. Oh, mein lieber A, nicht mehr weinen. Bitte, A, nicht mehr weinen."

Der Knabe weinte fort. Da begann die Frau zu tanzen. Ihre Füße prallten auf den Teppich. Sie wand die fetten Hüften. Ihre fleischigen Arme schlangen sich um Luft. Sie preßte einen prallen Busen aus dem Körper. Eine goldene Trottel hing an dem Busen. Die Trottel begann zu schwingen. Der Knabe klatschte in die Hände. Seine Augen starrten auf das kreisende Gold.

Vier-null-sechs-fünf stützte seinen massigen Körper auf einen Ellenbogen. Gelangweilt blickte er auf die Brust seines Weibes.

„Warum dreht sich die Bummel so schnell?", fragte der Knabe.

„Du sollst nicht immer fragen. Ihr habt doch in der Schule gelernt, daß wir keine Fragen haben. Wir wissen alles."

„Warum muß ich in die Schule gehen?"

„Du bist ungezogen. Ich habe in meiner Jugend nie etwas gefragt. Geh' zum Automaten und hole Dir trockene Wäsche und ein anderes Spielzeug. Vergiß aber nicht das Flugzeug in den Trichter zu werfen."

Der Knabe hob das Flugzeug auf. Langsam schlenderte er durch den Sand. Gruppen von Menschen lagen faul herum. Sie hatten ihre schweren Teppiche zwischen Zelten und Automobilen ausgebreitet. Kofferventilatoren summten leise.

Der Automat stand mitten im Sand. Er war neun Meter lang und in viele Fächer unterteilt. Neben ihm standen eine Palme und der Trichter. Der Automat war aus Glas. In seinen Fächern lagen Zelte, Teppiche, Spielzeuge, Kleider, Flaschen und Nahrungsmittel. Vor dem Automaten saß ein alter Mann. Sein weißer Bart lag über einem spitzen Bauch. Er trank Sekt. Eine Frau schlürfte Eiskaffee. Ein Mädchen stieß einen Kinderwagen in den Trichter. In dem Trichter setzten sich schwere Steine knirschend in Bewegung. Sie zermalmten den Kinderwagen zu einer zähen Masse. Der Knabe warf das Flugzeug in den Trichter. Es war nach wenigen Augenblicken nicht mehr zu sehen.

„Warum knirscht der Trichter, wenn man etwas hineinwirft?", fragte der Knabe. Der alte Mann nahm den Kelch vom Mund. Erschrocken starrte er auf den Knaben.

A ging zum Automaten. Er drückte sieben silberne Knöpfe. Gläserne Klappen hoben sich nach oben. Der Knabe griff nach einer Flasche Bier. Er trank einen kleinen Schluck. Klirrend zerbrach sie zwischen den Steinen des Trichters.

„Warum schmeckt Bier bitter?"

„Warum schmecken Bonbons süß?"

„Warum knirscht der Trichter, wenn man etwas hineinwirft?"

„Warum fliegt ein Ball?"

Der Trichter rumorte ohne Unterbrechung. Um den Knaben sammelte sich eine Menge. Weiße Anzüge, knallige Kleider, schwere Brillen, rote Lippen.

„Warum tickt diese Uhr?"

„Warum starrt ihr mich alle so an? Warum ist die Sonne so heiß? Warum steht der Automat hier? Warum gibt er mir, was ich haben will?"

Vier-null-sechs-fünf bahnte sich einen Weg durch die Menge. „Willst Du endlich still sein! Wie oft habe ich Dir schon gesagt, daß wir keine Fragen haben."

„Ich fürchte Dein Sohn ist krank, Vier-null-sechs-fünf. Du solltest ihn zur Hilfsstation bringen lassen.", sagte der alte Mann. Er trug seinen schweren Bauch bis zum Ende des Automaten. Vor einer hohen Klappe blieb er stehen. „Nur für Notfälle!" stand unter einem breiten Knopf. Der alte Mann drückte.

Die gläserne Klappe öffnete sich gemächlich. Ein Mann trat heraus. Er trug eine rote Uniform. Auf der Brust glänzte ein Stern.

„Vier-null-sechs-fünf scheint krank zu sein. Bring ihn mal auf die Hilfsstation."

Der Mann in der roten Uniform nickte. Er hob den Knaben auf den Arm. Dann bahnte er sich einen Weg durch die gaffende Menge. Vier-null-sechs-fünf trottete mit seinem Weibe hinterher. Ihre Gesichter grinsten zufrieden.

Die Hilfsstation hatte acht gläserne Stockwerke. Sie war wenig größer als die übrigen Häuser des Dorfes. Neonbuchstaben hingen über dem breiten Portal. „Wir helfen allen, die der Hilfe bedürfen." Die gläserne Tür öffnete sich von selbst.

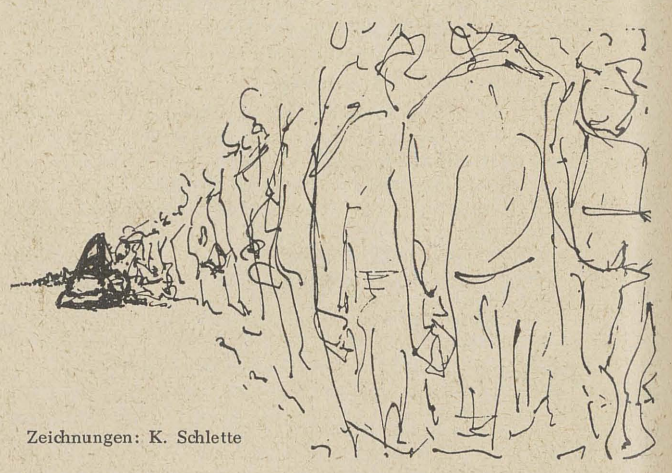
In der weiten Halle war kein Mensch zu sehen. Der Mann in der roten Uniform setzte den Knaben in einen tiefen Sessel. Dann drückte er auf einen Knopf. Auf der Lehne des Sessels leuchteten hunderte von winzigen Birnen in allen Farben. „Warum ist der Sessel so hart? Warum trägt der Mann einen so schönen Stern? Warum sind im Automaten nicht solche Sterne?"

Auf der Rückseite des Sessels befand sich ein Schlitz. Eine grüne Karte fiel heraus. Der Mann in der roten Uniform hob sie auf. Seine Finger tasteten über kleine Löcher. „Soviel ich sehen kann, sind Temperatur, Puls, Herz, Zähne und Magen in Ordnung", sagte er zu Vier-null-sechs-fünf. „Aber Euer Sohn scheint mir ein recht seltsamer Fall zu sein. Ein solches Delirium haben wir schon seit vielen Jahren nicht mehr gehabt. Ich werde die Karte mal dem Mentagnostor einwerfen. Der hat bisher noch alles gewußt."

Am Lido wies der kleine Zeiger auf vier, der große zeigte zwölf. Die staubigen Blätter der Palmen bewegten sich noch immer nicht. Um den Lautsprecher sammelte sich eine Menge. „Liebe Camping-Freunde, es ist wieder so weit. Wir bringen für Euch, wie zu jeder vollen Stunde, den Schlager des Tages."

Die Trommel sagte es stotternd. Die Trompete sang es hell. Die Frau flüsterte es weich: „Leben ist Blut, Leben ist schön, Leben ist Sehen, Leben ist gut . . ."

Nackte Füße stampften im Sand. Hände klatschten im Takt. Träge Stimmen sangen. Ein Mädchen wiegte einen jungen Löwen im Arm. Ein Knabe ging zu dem Mädchen.



Zeichnungen: K. Schlette

Er warf den Löwen in den Sand. Sie begannen zu tanzen. Da brach die Musik plötzlich ab. „Liebe Camping-Freunde. Die Hilfsstation bedauert, den Schlager des Tages unterbrechen zu müssen. Für Euch alle besteht große Gefahr. Unseres Dorfes größter Automat hat soeben errechnet, daß A, der Sohn unseres lieben Camping-Gastes Vier-null-sechs-fünf von einer infektiösen Krankheit befallen. Der Automat rät allen, sofort zur Hilfsaktion zu kommen. Alle Camper werden Gelegenheit haben, ein prophylaktisches Nebelbad zu nehmen. Dazu spielen wir den Schlager des Tages."

Männer und Frauen formierten einen langen Zug. Die Kinder liefen zum Trichter. Sie warfen den jungen Löwen, Puppen, Flaschen, Luftballons und Schinkenbrötchen hinein. Der Trichter rumorte ununterbrochen. Die Kinder kamen zurück. Der Zug setzte sich in Bewegung. Vor dem breiten Glasportal des Hilfsdienstes standen die Dorfbewohner in langer Schlange. Die Camping-Gäste schlossen sich an. Ihre Gesichter grinsten zufrieden.